Fridolin Schwertberger.

Bürgerleben und Familienchronik aus einer süddeutschen Stadt.

„Ich weiß ein köstlicher Ding als Fürstenstand und Heldenruhm, und könnte es der Aermste von uns haben: das ist die Mildigkeit des Herzens. Einer nur ist Kaiser, Wenige nur sind Kurfürsten und Herren; Alle können wir aber gütige Menschen sein, wenn wir nur wollen."

Geiler von Kayserberg.

Vierter Band.

Das Recht der Ueberſetzung dieſes Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten, Nachdruck ſtrengſtens verfolgt.

Erstes Kapitel.

Lüge und Wahrheit im Streit.

Der Morgen nach der soeben erzählten unruhigen Nacht im Schwertbergerischen Hause war ein seltsamer für alle Familiengenossen. Alle schienen gegenseitig mit stummen Blicken sich zu durchforschen; es war, als ob Alle ein unlustiges Geheimniß auf der Seele hätten. Die schwarze Mex, die ziemlich spät von der Mattenbrunnerin heimgekommen, durchging schon in der ersten Frühe das Haus, besuchte die Werkstätte und meinte, den Bruder in dem Verschlag, den er sich vorbehalten, anzutreffen, da seine Schlafkammer sich verschlossen erwies. Aber auch der Verschlag war verschlossen, der Bruder nirgends zu finden. — Veronika ging unruhig bald da, bald dorthin, schien verstört und betreten, war übernächtigen Ansehens. — „Du siehst erschrecklich aus, Schwarzwälderin," sagte zu der Dirne die ebenfalls unruhig streifende Mex mit strengen Mienen. „Wenn nicht gestern der Bruder mich positiv versichert hätte, Du seist zu Hause und in Deinem Schlafstall, — ich würde Dich im Verdacht haben, daß Du bei irgend einem Tanz gewesen und Deine Schuhe nicht geschont hast."

„Ich weiß nicht, was die Jungfer von mir will," entgegnete Verone trotzig und dachte heimlich hinzu: „Warte, schwarze Mex und Hex! Heut Abend wirst Du andere Saiten aufziehen! Du sollst dann erfahren, daß man auch vor Freuden ohne Schlaf sein kann, absonderlich wenn etwas Eifersucht dabei ist."

„Haben die Gesellen ihr Morgenessen bekommen?" fragte Mex.

„Justement alleweil," versetzte die Magd.

„Wie steht's mit unserem Frühstück?"

„Es wird gleich fertig sein; aber der Herr" — beinahe hätte Veronika glatthin „Fridele" gesagt — „fehlt noch. Ob er schlaft oder ausgegangen . . .? — Ohne Zweifel das Letztere. Ist denn das Klärel schon aufgestanden? — Da kommt eben die Mamsell."

Richtig war's, Klara erschien im Morgenkleide, sehr nachlässig frisirt; verstört und übernächtig, mehr als die Veronika.

„Bist Du krank, Klärel?" fragte Mex mit Theilnahme.

„Nichts weniger," antwortete mit einiger Aufwallung die Blonde; „ich habe die Nacht hindurch trefflich geschlafen."

„So, so! man sollte das nicht meinen."

Der Landshuter ging vorüber, faul und verdrossen. Er litt an den Folgen eines starken Trunks von gestern, wollte jedoch das nicht Wort haben. Ihm folgte der Waiblinger mit den Augen einer Tigerkatze, handgreifliche Böswilligkeit in jedem Gesichtszuge. Den Beschluß machte der Lehrbub Stannes, der, still vor sich hinlachend und scheu die Blicke um sich werfend, aussah,

als trage er heute noch mehr der Schwengelei hinter den Ohren als gewöhnlich.

Während Mex, vielleicht zum hundertsten Male, seufzte: „Wenn doch nur Fridel da wäre!“ trat der Ersehnte in's Haus und stieg munter die Treppe hinan. Eine gewisse Befriedigung lag auf seinem Antlitz in schönen Farben; ... dennoch wurde er urplötzlich merklich schüchtern, da er seinen Schwestern gegenüber stand. Mex empfing ihn mit zärtlichem Vorwurf wegen des langen Ausbleibens, Klara mit Purpurrosen auf den Wangen und furchtsamen Augen; denn jetzt mußte sich entscheiden, ob Fridolin von ihren und Sternnickl's gefährlichen Planen unterrichtet gewesen oder nicht. — Bald faßte indessen Klara Muth. Fridolin war freundlich und gefälliger sogar als sonst; von seinen Lippen fielen einige Scherzworte statt einer Strafpredigt ...

„Ist's möglich? Nichts geahnt, nichts gemerkt?“ sagte Klara in ihr Herz hinein; „o wie froh bin ich, daß diese Nacht vorüber, daß sie ohne Fehl vorbeigegangen!“

Beim Frühstück sitzend und den lieben Bruder bedienend, hob Mex, ebenfalls scherzend, jedoch ebenfalls, wie der Bruder, nicht unbefangen scherzend, an: „Nun jetzt, Du ausgelassener Mensch, jetzt thue den Mund auf und beichte.“

„Beichten?“ fragte Fridolin etwas erschrocken; „was hätte ich zu beichten, gestrenge Hausmeisterin?“

„Was soll der frühe Spaziergang bedeuten? Sag's heraus, Fridele.“

„Es war eben ein Spaziergang. (Fridolin wurde bei diesen Worten roth, wie vorhin Klara.) Das Wetter ist so schön und warm, der helle Morgen gar früh bei

der Hand und einladend. Ich habe einen kleinen Ausflug zur Lorettokapelle gemacht und an der schönen Aussicht über Land und See mein Herz gelabt."

„Ganz gut, Fridele," fuhr Max fort, „Du bist überhaupt gern auf dem Kapellchen; wenn ich nicht irre, bist Du erst gestern dort gewesen! Gestern Nachmittag, wie mich der Meister Strobel versicherte, der Dich gesehen und gesprochen haben wollte, da Du hinausgingst."

„Ja doch, ich bin ihm begegnet. Wir wechselten ein paar Worte. Ist Strobel hier gewesen?"

„Nein, Fridele. Er hat ein wenig bei der Mattenbrunnerin angekehrt. Du weißt, er ist so ein Stück von einem Pflegesohn der guten alten Jungfer; hat ihr viel zu danken und sein gutes Gemüth dankt es ihr wirklich. Daher besucht er sie von Zeit zu Zeit. Aber... um wieder auf das Lorettokäppele zu kommen ..."

„Du fragst mich ja aus wie ein Kriminalrichter!" bemerkte Fridolin verwundert; „Du weißt doch, daß mir gestern Allerlei im Kopfe herumging, das ich verlaufen mußte? ..."

„Ich weiß das, lieber Bruder, und muß voraussetzen, daß Du Deine Unruhe nicht hast bewältigen können. Wie staunte ich, da mir gestern von Dir die Hausthür aufgemacht wurde! Ganz gegen Deine Gewohnheit warst Du nach elf Uhr noch in der Werkstätte beschäftigt! Leichtsinniger Meister! Mit dem offenen Licht unter all' dem brennbaren Zeug herum zu gehen! Was gab's denn so Dringendes zu thun? Ich habe noch lang mit offenen Augen von meinem Bett aus herumgehorcht ... ich hörte Dich nicht in Deine Schlafstube gehen!"

„Weil ich eben leise ging, um Dich nicht zu wecken, mein liebes Herz," versetzte schalkhaft der Bruder, doch fügte er mit ernsterer Miene hinzu: „Ich habe, da Du wegen des Lorettogangs Deine eigenen Bedenklichkeiten zu haben scheinst, gewissermaßen dort ein Geschäft eingeleitet, das Dich sogar nahe angeht. Es sind in jener Gegend Grundstücke zu verkaufen, Reben, Aecker und Allerlei, die einen guten Ertrag versprechen und billig zu haben sind. Ich wünsche Dein Vermögen, liebe Mex, in jenen Gütern anzulegen und aus den Händen der Herren Gundeling und Compagnie in Appenzell zu ziehen, woselbst unser seliger Vater es placirt hatte. Immer besser, wenn das Eigenthum nicht zum Forttragen ist. Grund und Boden bleibt ewig; das in Kaufmannsgeschäften arbeitende Geld ist allemal rund und falsch. Sieh', lieb Mexlein, jene Güter habe ich mir angesehen; sie gefallen mir und ich habe beschlossen, meinen Vorsatz auszuführen. Ich schlafe dann ruhiger, als wenn ich Dein Geld in der Schweiz weiß. Die genannten Herren sind zwar, wie es heißt, solide Leute, aber wir sind jedenfalls nicht so reich, daß wir lange unser Bischen auf Wag und Gefahr stehen lassen könnten! — Dein Geld, liebe Klara, steht schon sicherer und verpfändet und verbrieft und wie es noch ferner die Advokaten und Notare heißen mögen. Du kannst heirathen, wann Du willst, Klärel; Deine Habe und Aussteuer sind bereit."

„Du spaßest wohl, Fridel," sagte melancholisch die blonde Klara; „daran ist gar nicht zu denken."

„Wann, sag' einmal, Fridel, wann wirst Du Dich um eine Frau umsehen?" fragte Mex mit ganz besonderem Ausdruck in Blick und Wort.

„Ha!“ machte Fridolin verlegen, „nicht eher, als bis ich euch Mädel versorgt weiß.“

Klara wollte etwas erwiedern, aber Veronika trat ein, den Tisch abzuräumen. Mex rüstete sich, auf den Markt zu gehen und empfahl der Schwarzwälderin des Hauses Obhut. Klara zog sich in ihr Zimmer zurück, um in der Stille dem lieben Gott zu danken und die fernere Ausgleichung ihrer schlimmen Verbindung mit Sternnickl an's Herz zu legen. Fridolin blieb, als wie in Gedanken verloren, am Frühstücktisch sitzen und bemerkte nicht im geringsten, wie Mex bald rechts, bald links um ihn herschwenkte, wie sie ein paarmal während des Anziehens sich räusperte und im Begriff stand, den Bruder anzureden, jedoch allemal hinunterschluckte, was ihr auf der Zunge war. Endlich — merkend, daß die Zeit nicht passend, um mit Fridolin ein ernsthaftes Wort zu reden, vielleicht auch zu schüchtern, das Wort zu wagen, entfernte sie sich, im Gefolge den Lehrbuben, der mit dem großen Korb ihr nachzugehen hatte, weil Veronika dringend im Hause beschäftigt.

Dennoch nicht dringend genug, um nicht einen Augenblick zu erliggern, unter irgend einem Vorwand das Eßzimmer zu betreten und sich dem nachdenklich dasitzenden Meister vorzuführen. Es gelang ihr, den Herrn aufmerksam zu machen. — „Sieh', sieh', Verone!“ sagte er freundlich; „Du bist heute wieder wie aus dem Ei geschält. Mädel, Du putzest Dich ja Tag für Tag immer mehr! Das hat gewiß etwas zu bedeuten.“

„Meinen Sie?“ klang die Antwort, fein betonend.

„Ja doch, ja. Sag' mir, hast Du nichts auf dem Herzen, wunderliches Ding?“

Statt der Antwort betrachtete Veronika dießmal ihre Schuhspitzen und träppelte mit unruhigen Füßen. — Fridolin fuhr fort: „Was gilt's, Du hast mir etwas zu gestehen?"

„Meinen Sie?" hieß es wieder, und ein schnell aufflammender Blick des Mädchens suchte sein Auge.

Fridolin sagte, harmlos scherzend: „Oder, wie Du willst, gestehe auch nicht. Statt Deiner Zunge reden schon Deine bald so roth gefärbten, bald so bleichen Wangen, die Unruhe unter Deinem Mieder und so weiter. Du hast eine große Sehnsucht in Dir, Verone?"

„Und wenn?" fragte die Dirne verschämt, aber lüstern nach endlicher Erklärung.

„Nun," sprach Fridolin weiter, „es wird eben nichts Böses sein; das trau' ich Dir zu. Ich wette darauf, Du hast einen Schatz!"

„So? was Sie sagen! hm, hm!"

„Du bist immer bei ihm mit Deinen Gedanken auf Schritt und Tritt, auf Weg und Steg, ohne daß er's etwa merkt?"

„Hi, hi, was Sie doch Alles wissen!" Veronika kicherte in die vor das Gesicht gehaltenen Hände, um die Spannung ihrer Züge und ihrer Seele peinliche Erwartung zu verbergen.

„Gewiß aber, Verone, hast Du schon gegen irgend Jemand Deinem Geheimniß Luft gemacht?"

„Meinem Geheimniß?"

„Ja, mein Kind. Die Mex hat mir gesagt, Du ständest oft stundenlang bei der Zuckerbäckerin drüben und ließest Dir von derselben die Karte schlagen."

„Ach, das ist nur drei- oder vier- oder ein halb-dutzendmal passirt.“

„Gleichviel, Verone; und immer hat die Zucker-bäckerin Dir den Schatz aus der Karte dividirt. Was gilt's, ich kann dasselbe aus dem Gedächtniß, so gut wie die Kartenschlägerin?“

Keine Antwort; aber steif und starr schaute Veronika dem Meister in's Gesicht. Fridolin ließ nicht ab.

„Erstens,“ sprach er, „werd' ich Dir sagen: Dein Schatz ist ein Mannsbild von meiner Statur . . .“

Veronika nickte schnell und lächelnd.

„Zwischen fünfundzwanzig und dreißig Jahren?...“

Noch heftiger wurde genickt.

„Das war Zweitens. Drittens jetzt: ein Mensch mit blonden Haaren und blauen Augen? . . .“

„Ach Gott, ja,“ hieß es mit gedämpfter Stimme und ein Seufzer folgte.

„Viertens: und seiner Profession . . . seiner Pro-fession nach ist er . . .?“

„Ist er . . .?“ wiederholte als wie auf Kohlen stehend die Dirne.

„Ein Schreiner! . . . he! hab' ich Recht?“

„Ach Gott, ja, ein Schreiner!“ bestätigte Veronika, und helle Thränen tropften über ihre Backen in das vorgehaltene Fürtuch. Dann sank aber diese Schutzver-hüllung vor den Augen nieder und Veronika breitete die Arme aus, da sie erwartete, plötzlich aus Fridolin's Mund zu hören: „Ich bin's, Verone, ich weiß es, ich bin's, den Du lieb hast; und auch ich habe Dich gern, und laß Dich jetzt ohne Weiters um den Hals kriegen und brav abküssen auf den Schreck.“

Statt dessen aber schwieg Fridolin und lächelte nur, und über dem wurde die Thür aufgemacht und Veronika fuhr zusammen vor Angst und sah sich scheu um. Der Eintretende war der Waiblinger, der da kam, dem Herrn etwas zu melden. — Veronika verzog den Mund, wich aber nicht vom Platze. Um so merkwürdiger kam ihr vor, daß Fridolin den Menschen, nachdem derselbe seinen Auftrag ausgerichtet, nicht schleunigst von dannen gehen hieß, sondern im Gegentheil zu ihm sprach: „Bleib' Er noch ein Weilchen, Waiblinger. Ich hab' Ihm 'was zu sagen."

Veronika sah scheel darein. Dennoch, geschickt, sich selber zu betrügen, dachte sie: „Aha, jetzt wird der Flegel seine Leviten bekommen wegen seiner Grobheiten gegen mich, und guten Appetit zum Beermuß *) und recht viel Aerger wünsch' ich Dir, Du lüderlicher Gesell!"

Der Waiblinger mußte etwas von den Gedanken der Veronika errathen haben, denn er betrachtete, tückisch des Herrn Begehren abwartend, die Dirne von der Seite mit wahren Basiliskenaugen.

Fridolin fing indessen an zu lachen und sprach: „Ihr wunderliche Leute! Wer euch also dastehen sähe, sollte vermeinen, ihr könntet euch in den Tod hinein nicht leiden; und doch weiß ich das besser und die Mex und das ganze Haus sammt und sonders. Und weil ich heute besonders guter Laune bin, und weil ich Dir, Verone, versprochen habe, eine Freude zu machen, so will ich auch nicht länger den Gleichgültigen spielen und eures beiderseitigen Glücks Urheber sein, indem ich

*) Beermuß: Verdrießlichkeit.

euch veranlasse, euer Geheimniß und Verständniß auszusprechen. Ihr liebt euch Beide schon lang und ich zweifle nicht, daß ihr's zum guten Ende bringen wollt. Er, Waiblinger, ist, wie ich hoffe, ein braver Kerl, und wird, sobald Er sein eigener Herr wird, das fleißige Mädel da heirathen. Geb' Er ihr die Hand vor meinen Augen. Sie ist in Ihn sehnsüchtig verliebt, und damit sie nicht als eine arme Person in Sein Haus komme, so verspreche ich, sie ehrlich auszusteuern an Gewand und Geld und Schreinwerk, wie sich's gehört! Nun, ist's so recht, Verone? Was sagt Er dazu, Waiblinger? Ei, alle Wetter! welche Gesichter schneidet ihr? Warum gebt ihr euch nicht die Hände? Was soll denn das bedeuten?"

Der Waiblinger stand da wie ein Schneemann, kalt und verdrossen; aber die Augen, die des Fußbodens Fugen zählten, waren mit nichten schneemännisch, sondern grimmig und erbost. Jedoch Veronika geberdete sich nach einer kurzen Pause der Versteinerung als wie Eine, die aus der Haut zu fahren gewillt ist, rang die Hände gen Himmel, lief mit kurzen Schritten hin und her, schluchzte auf und stöhnte, mit dem heftigsten Weinen kämpfend, aus dem Tiefsten ihrer Brust hervor: „Oh, mein himmlischer Gott und Vater! Ach, wie bin ich hinter's Licht geführt! O, wie ergeht's mir, dem ärmsten Schäflein! Hab' ich das verdient, liebster Jesu, für meine Lieb' und Treu' und ehrliche Geduld? Ach, ach, ach! Gott verzeih's dem Meister, daß er so gottlos mit einem armen Wurm von Weibsbild umspringt; ... aber es wird Ihm schon heimkommen; ... ach, ach, denk' Er an mich ... und ... ach, ach, mir springt das Herz

mitten von einander!“ — Mit diesem letzten, gellenden Aufschrei, heulend so laut als möglich, stürzte Veronika aus dem Zimmer, die Thüre hinter sich zuschlagend, daß die Fenster klirrten. — Fridolin sah ihr verwundert nach und musterte dann verdrießlichen Auges den Waiblinger, der ohne sich zu regen dastand, aber ein heimlich Lächeln nicht ganz zu verbergen wußte. Er wollte es auch wohl nicht.

Nach einer Weile begann Fridolin mit strengem Tone: „Ich hätte doch nicht geglaubt, daß Er so wenig Ehre im Leibe hat, Waiblinger. Wie? Er hat seit langen Monaten ein Verständniß mit der armen Dirne, führt sie, weiß Gott wie sehr, an der Nase herum, und heute, da ich fröhlichen Herzens zu eurem Glück beitragen will, benimmt Er sich so hölzern, so verstockt, so giftig, so daß ich sehen muß, daß Alles, was Er dem Mädel versprochen, nur Lug und Trug gewesen? Schäm' Er sich in sein Herz hinein, Waiblinger, und geh' Er in sich.“

Worauf der Gesell trotzig erwiederte: „Schämen? In sich gehen? Davon ist keine Red', was mich angeht. Was hätt' ich denn der Verone versprochen? Nicht so viel, als der Schneider aus einem Nadelöhr Staub blasen thut. Ich bin ihr nachgelaufen, gut, das will ich gestehen, wenn's auch eine Schand' ist, daß man in dem Hause da über Alles gleich verschwärzt und verhetzt wird. Wo ein junger Bursch und ein junges Mädle im Haus sind, da werden sie einander nachlaufen, das versteht sich; das ist von Anbeginn der Welt so gewesen und wird's bleiben, so lang es Männlein und Weiblein gibt. Da ist nichts Schlechtes dabei; und es möchte wohl sein, daß die Verone mich mit freundlicheren Augen angeschaut

hätte, als zum Exempel und Beispiel den alten Landshuter, wenn nicht ... wenn nicht überhaupt die Sach' ein anderes Häkle gehabt hätte. Die arme Verone, das dumme Ding, hat zu hoch hinausgewollt und das ist Dem, der an allem Uebel schuld ist, nicht bequem gewesen und darum hat er jetzt auf eine pfiffige Weise das Weibsbild, das er nicht mehr mag, an den Mann zu bringen vermeint, und sich nicht eingebildet, daß sich ein ehrlicher Handwerksbursch schön bedankt, wenn ihm eine Dirne an den Hals gehängt werden soll, die nicht mehr gut genug für den Meister ist. So ist die Sach', Herr Schwertberger; nichts für ungut, aber ich bin eben ein echter Schwab' und red' so einfältig heraus, was mir auf'm Herzen und auf der Zunge liegt."

Fridolin, der endlich doch begriff, von was der Geselle, in seiner Art verblümt, zu sprechen sich unterfing, konnte kaum den Unwillen meistern, der drohend in ihm aufschwoll und ihm den Athem beklemmte. — Erst nach einer langen Pause, die dem Waiblinger doch unheimlich zu werden begann, weil ihn der Meister mit Blicken, die er noch nie an ihm gesehen, betrachtete, rief Fridolin: „Er hat einen dummen Kopf, ein verderbtes Herz und eine boshafte Zunge, und eine Niederträchtigkeit hervorzubringen ist Ihm leichter, als ein gutes, verständiges Wort. Auf Seine Elendigkeiten antworte ich Ihm nicht. Er mag selber die Verone fragen, ob sie etwas über mich auszusagen weiß. — Aber das versteht sich, daß ein Geselle, der sich dergleichen gegen mich herausnimmt, nicht länger in meinem Brod bleiben kann. Am nächsten Samstag kann Er seinen Bündel schnüren ... oder noch früher ... wie Er will."

„Das Letztere will ich auch," entgegnete der Waiblinger verwegen, denn des Meisters Mäßigung machte ihn kühn und um so zäher glaubte er an Fridolin's Schuld; „ich ziehe meinetwegen heut schon ab und werde fremd; 's gefallt mir ohnehin schon lange nicht mehr in Ihrem Hause; bis auf den Landshuter geht's allen Gesellen so. Wir sind von Jedermann verachtet und über die Achsel angesehen; 's hat kein Mensch vor uns Respekt. Warum? will ich nicht untersuchen; das wird der Meister am besten wissen; und wenn's Ihnen also recht ist . . . so . . ."

„So geht Er auf der Stelle Seiner Wege," fiel Fridolin zornig ein; „aber das Maul hält Er und macht sich schnell davon, sonst könnt' Ihm doch noch etwas passiren, woran er nicht denkt."

Erst, da er auf der Thürschwelle stand, drehte sich der impertinente Bursche um und wagte seinen übrigen Grobheiten noch folgende beizufügen: „Woran ich nicht denke? Will mich der Meister vielleicht zur Thür hinauswerfen? Warum denn nicht? Aber der Meister möchte sich doch an mir versehen haben. Ich bin ein Mannsbild von Courage und nicht die Verone und nicht eine pariser Mamsell, die man zum Haus hinausjagt wie die Gänse, wenn man ihrer satt geworden ist."

Fridolin sprang im Jähzorn vom Stuhl auf, aber schon klappte die Thüre zu und der Waiblinger entsprang vor der drohenden Züchtigung. — Fridolin kam schnell zur Besinnung und klopfte sich unmuthig vor die Stirne. — „Ei, ei," sagte er böse zu sich selber, „was fiel dir ein! Rächst du dich an einem groben Verleumder, wenn du dich zum Raufer erniedrigst? O, Fridel,

Fridel, wie weit bist du noch von Klugheit und Mäßigung entfernt!"

Er ging hin und holte das Wanderbuch des Waiblingers hervor; er wollte etwas hineinschreiben. Dennoch faßte er sich, ehe noch ein Buchstabe auf dem Papiere stand, und legte das Buch an seinen Ort. „Ich will erst, wenn mein Blut ruhiger dahinfließt, dem Burschen sein Zeugniß ausstellen," sagte er, „es eilt nicht so und der Zorn ist ein schlimmer Schreibmeister."

Mit auf den Rücken gelegten Händen und gesenktem Haupte schritt Fridolin das Zimmer aus nach jeder Richtung, und dachte dabei an den kaum vergangenen, so unerwarteten Auftritt, den er, in der Meinung, das Beste der beiden jungen Leute zu erwirken, selber herbeigeführt hatte. Schon wieder schlimm ausgefallen, was er so redlich und ehrlich in's Werk zu richten vermeint! Schon wieder er, der Unschuldige, verleumdet, verhöhnt, verschrieen! „Sie werden noch vor der ganzen Stadt ein rechtes Scheusal aus mir machen," sagte er, bitter lächelnd, „Was aber auch der Verone einfällt . . .! Sollte sie auf meine Rechnung gelogen haben? Unmöglich, zu welchem Ende hätte sie das gethan? Eher noch achte ich für möglich, daß sie sich selber getäuscht hat und daß . . ." Fridolin unterbrach sich, um in Gedanken den Satz auszuführen, den seine Zunge begonnen. „Und dann, armes Ding! armes dummes Schaf!" dachte er, und dabei lächelte dennoch seine Seele keineswegs so spöttisch, wie sein Mund. „Das Männerherz ist immerdar so eitel, daß ihm wohl wird, wenn es sich von einem weiblichen geliebt sieht, es sei von welchem es wolle! — Was macht sie denn wohl jetzt? Wohin hat sie sich ver-

krochen, die Närrin?“ So dachte, so sprach Fridolin weiter.

Und sorglich wie noch nie, aber leiser auch als je ging Schwertberger in die Küche und sah sich in allen Winkeln um. Nirgends Veronika zu finden. — „Gewiß sitzt sie flennend in ihrer Kammer.“ — Mit diesen Worten schlich Fridolin behutsam die Treppe hinan. Er stieß ohne Geräusch die Kammerthür auf. In dem Kämmerlein keine Spur von Veronika.

„Wer schleicht denn da außen?“ fragte eine barsche Stimme aus einer andern Kammer. Der Waiblinger war's, beschäftigt, seinen Tornister zu packen. — „Bist Du's, hoffärtige Verone? Wie schmeckt denn jetzt der Braten, fürwitziges Mensch?“

Seinen Triumph recht zu genießen, öffnete der Waiblinger seine Thür; allein bereits hatte Fridolin die Treppe wieder gewonnen und war vergnügt, daß ihn der Waiblinger nicht auf dem Posten vor Veronika's Kammerthür angetroffen.

Unten schöpfte er Athem und sagte: „Das verrückte Mädel ist ausgerissen . . . aber wohin? Vielleicht kommt sie nicht mehr wieder? Das thäte mir leid.“ — Der Leidbezeigung folgte aber alsobald die Betrachtung: „Ob's nicht besser wäre, sie bliebe von Stund' an weg? Könnte ich ihr jemals wieder so unbefangen in's Gesicht schauen? Würde mir nicht jetzt einfallen, zu sehen, was etwa von Liebenswürdigkeit in diesem schwarzwälderischen Wesen liegen möchte? — Ja, ja, besser, sie bleibt weg!“ — Nach einer kurzen Stille sagte Fridolin wiederum: „Dennoch will ich mich ein bischen bei den Nachbarn nach ihr umsehen. Sie ist doch am Ende gleichsam in unser

Haus hereingewachsen ... und die Pflicht der Nächstenliebe muß nicht außer Acht gelassen werden." — Er nahm seine Mütze und ging aus, und wie zu seiner Bewillkommnung neigte aus dem Hause gegenüber Finanzraths Mimi ihr freundliches Köpfchen und dankte verbindlich dem Gruß, den ihr Fridolin mittelst Entblößung des Haupts und tiefer Kopfbeugung widmete. Noch niemals hatte er so aufmerksam, so huldigend gegrüßt; sein Kompliment war das eines ehrerbietigen, aber vertrauten Freundes und denselben Ausdruck hatte Mimi's Gegengruß. Auch erheiterte sich hierauf wunderbar des schönen Mädchens Gesicht, das noch vor einigen Augenblicken sehr melancholisch in die Welt geschaut hatte.

Allerlei denkend und sich selber verwundernd, daß Mimi's Bewegung ihn erfreute, als wäre ihm zum zweiten Mal die Sonne am heutigen Tag aufgegangen, schritt Fridolin weiter. Aber zwei bitter eifersüchtige Augen hatten ihn, wenn schon vom Weinen verschwollen, von ferne gesehen, und zu der Zuckerbäckerin sagte Veronika, in's Hinterstübchen entfliehend: „Verrath' Sie mich nicht, Nachbarin. Er kommt, mich zu suchen, aber ich weiß jetzt gewiß, daß er mich nicht lieb hat und ich mag ihn nimmer sehen!"

Ein paar Augenblicke nachher trat Fridolin in den Laden der Zuckerbäckerin. „Ist die Verone nicht da?"

Die Verkäuferin, eine alte, verschlagene, sanftmüthig und frommthuende Person, versicherte unter vielen Knixen, daß sie die Verone schon lange nicht mit einem Auge gesehen.

„So gar lange wird's wohl nicht her sein," entgegnete Fridolin; „ich weiß, daß das Mädel immer

bei Ihr steckte, daß Sie ihr allerlei Possen in den Kopf setzte ..."

„Ach, du mein Herrgott! wer sagt dergleichen von einer rechtschaffenen Frau?"

„Ich hab's gehört, Nachbarin. Wenn's nichts ist, nichts für ungut. Wenn die Verone einsprechen sollte, so schicke Sie das Mädel heim zu seiner Arbeit."

„Soll geschehen, Herr Schwertberger, gewiß und wahrhaftig soll's geschehen. Nur glauben Sie doch ja nicht, was von mir die Leute schwätzen. Sehen Sie, wenn man Alles glauben wollte! Ich will weiter nichts sagen, aber ich meine, Sie selber würden nicht leer ausgehen."

„Ich verstehe Sie nicht," entgegnete Fridolin verdrießlich. „Lebe Sie indessen wohl."

„Ei," hob wieder die Zuckerbäckerin an und hielt den Meister am Rockschoß fest, „da wir just beieinander sind ... was ich doch sagen will ... ich kann's nicht verheben und muß Ihnen mein Beileid bezeigen ..."

Die Kartenschlägerin hatte, indem sie Obiges sagte, einen so merkwürdig boshaften Heuchlerzug um den Mund, daß sich Fridolin schier entsetzte und derb entgegenfragte: „Beileid? Was meint Sie? Was heißt das?"

Und mit keusch niedergeschlagenen Aeuglein, der Schürze Saum in den Händen zerknüllend, sprach die Zuckerbäckerin schluchzend und seufzend: „Soll's denn wahr sein, was mir der Meister Merkel vor einer Stunde, indem er bei mir den Morgenlikör zu nehmen pflegt, anvertraut hat? Die Mamsell Klärel sind, wie es heißt, mit dem Komödianten im Manchesterrock auf und davon gegangen?"

„Bah!“ rief Fridolin zurückprallend. „Welcher Satan redet aus Ihr? Verdammter Merkel! Welch' hölliſche und doch ſo lächerliche Erfindung! Die Klärel, von der ich eben komme? die zu Hauſe ſitzt wie gewöhnlich und meinetwegen an Alles denkt, nur nicht an einen Komödianten? Wo hat Sie Ihren Verſtand, Nachbarin?“

„Ei, du lieber Himmel!“ ſeufzte die Letztere, ſcheinheilig die Hände zum Loben und Preiſen faltend; „wie bösartig ſind doch die Leute! Sehen Sie wohl? Wem ſoll man glauben? Ach, ich hab's wirklich auch nicht geglaubt ... Die Klärel iſt eine brave, gottesfürchtige Perſon! Wenn ſie nur nichts von der Lug' erfährt ... das würde ſie bis in die Seele hinein ſchmerzen!“

Fridolin hörte nicht mehr auf das falſchherzige Lamentiren der Zuckerbäckerin, denn er war ſchon auf der Straße, im Begriff, dem Merkel'ſchen Hauſe zuzulaufen und den Verleumder zur Rede zu ſetzen. Ihm begegnete auf der Straße die ſchwarze Mex, ganz verhitzt und männiſch daherеilend.

„Weißt Du ſchon, Friedel,“ rief ſie den Bruder an, „welch' heillos Geſchwätz über uns in der Stadt herumläuft? Wir hätten die Klärel ſo geplagt und traktirt, daß ſie in der Verzweiflung mit dem Sternnickl davongegangen! Stell' Dir vor!“

„Auch Du haſt's ſchon gehört?“ fragte Fridolin verdutzt.

„Es iſt auf dem Markte das allgemeine Gerede, und denke Dir, der Matthias, der ſchon am Morgen getrunken haben muß — denn er riecht nach Wein wie ein rechter Säufer — hat ſich unterſtanden, mich zu ſtellen und mir die Dummheit mit aller Grobheit, mit

Vorwürfen und unflätigen Drohungen zu erzählen. Ich habe mich zum Rath Muselmann geflüchtet. Auch er hatte schon von dem Gerede gehört, aber nicht daran geglaubt; Ehre sei ihm."

„Freilich!" antwortete Fridolin, ganz lebendig vor Zorn, „aber auf einen vernünftigen Menschen kommen hundert unvernünftige. Jedoch warte, du Spitzbube von einem Merkel! Dir will ich's pfeffern! Bis daher war ich nachsichtig gegen die Bestie; aber wenn es die Schwester gilt . . .!"

„Wohin willst Du?" fragte Mex, ihn zurückhaltend.

„Zum Merkel auf den Fischmarkt!"

„Bah! weißt Du nicht mehr, daß der Merkel ausgezogen ist und jetzt in der Vorstadt wohnt?"

„Wahrhaftig, Du bist klüger als ich; mir war's entfallen."

„Weil der Zorn alles Gedächtniß todtschlägt, Fridele, weißt Du's? Und dabei bleibt's nicht. Der Zorn ist ein Narr oder ein Bösewicht, macht die Leute verrückt oder böse. Was willst Du beim Merkel? Ihn prügeln, ihn todtschlagen? Dich zum Gespötte machen? Ihm das Recht in die Hand geben? Das thätest Du, indem der Merkel, so schlecht er meinetwegen ist, das Gerede nicht erfunden hat. Es komme aus dem Barbarossa, hat der Stadtrath gesagt und er wolle dem Urheber nachspüren. Willst Du daher etwas Richtiges erfahren, so gehe zum Muselmann. Auf dem Weg wird sich auch, so Gott will, Deine Hitze legen. Sie steht Dir übel, Fridel, und macht Dich wüst von Angesicht. Merk' Dir's, und wenn Du dem Stannes begegnest, der sich von mir verloren, so schick' ihn mit dem Korb eiligst nach

Haus. Ich will das arme Klärel vorbereiten und trösten."

Das Zureden der Mex hatte gewirkt. Fridolin schämte sich alsobald der Uebereilung, der er sich beinahe überlassen hätte. „Die Weiber sind doch gescheidter als wir," sagte er vor sich hin, „wenn wir nur immer auf sie hören wollten! Jetzt geschwinde zum guten Muselmann. Den Erfinder dieses böswilligsten aller Gerüchte muß ich kennen lernen und müßte ich tausend Meilen weit laufen. Aber wo strolcht der Stannes umher? Ich sehe ihn nicht da, nicht dort. Wahrscheinlich ist der Bube schon daheim und wohl ihm alsdann und seiner Haut! Ich wäre heute gar sehr zur Strenge aufgelegt und nähme den Burschen kaum in Schutz vor des Altgesellen, des Landshuters, tüchtigen Schlägen!"

Stannes war aber nicht daheim. Während die schwarze Mex in Muselmann's Laden verkehrte, war er sorglos von dannen geschlingelt, in die Gegend der Stephanskirche gerathen und hatte von da seinen Weg über den Fischmarkt genommen. Wohl ihm in der That, daß Fridolin von dem Vorsatz abgestanden, den Fischmarkt zu besuchen; er hätte sonst ein widriges Schicksal erlebt, der Bregenzerwälder. Denn dort stand er müßig — der vollgepackte Korb ruhte ihm zur Seite auf dem Pflaster — und plauderte allerlei heimliche und wichtige Dinge mit seinem Kollegen und Herzensbruder, dem wohlbekannten Pelag. Die beiden schönen Seelen waren einander sozusagen in die Arme gelaufen. — Pelag sah etwas verwahrloster aus als in seiner frühern Kondition, aber ungleich verwegener. Sein Schopf sträubte sich malerisch, weil ungekämmt, seine

Strümpfe hingen nieder, in elenden Pantoffeln schlurfte sein Fuß, aber ein mächtiges Freiheitsgefühl verklärte seine Stirne. Mitleidig betrachtete er den Stannes von Kopf bis zur Sohle und sagte spöttisch: „Nun, wie geht Dir's, Kameel? Simpelst Du immer noch als ein Lastesel in Schwertberger's und der schwarzen Jungfer Diensten umher? Du siehst ja gottserbärmlich elend drein, wie eine kahle Milchsuppe!"

„Geh' doch, Pelag," entgegnete Stannes schüchtern; „fange nicht wieder die alten Spöttereien an. Ich freue mich so, Dich wiederzusehen, und — wenn ich die Wahrheit sagen soll, so scheinst Du mir gottserbärmlich auszusehen."

„Was da, Stannes; Du lügst oder bist blödsichtig. Mir geht's gut, mir ist pudelwohl in meiner neuen Lehre. Verwünscht sei das Schwertbergerhaus! Dort ist die Knechtschaft daheim und man hat nichts als Schand' und Spott bei anderen Leuten. Hingegen in der Werkstatt, wo ich jetzt bin, ist Freude und Vergnügenheit. Du solltest zu uns kommen und den Schwertberger dahinten lassen. Mein Meister sieht sich just nach einem zweiten Lehrling um. He? willst Du?"

„Ha, wie soll ich's anfangen? Meine Eltern müßten doch auch 'was davon wissen und mir geht nichts ab."

„Nichts als die Ehre," sprach Pelag hochweise; „ich sage Dir, das Schwertbergerhaus ist ganz verdonnert, wie die Leute sagen, und Du solltest schon mir zu lieb davongehen, da mir der Meister Fridel so himmelschreiend Unrecht angethan hat. An Arbeit fehlt's bei euch nachgerade, ich weiß das. Bei uns ist aber Kundschaft die Hülle und Fülle und lustige Gesellen und

kein grämlicher Kerl, wie der Landshuter, ist darunter. Was gibt's bei euch Neues? Was macht die Klärel, der zu Gefallen ich fortgejagt wurde, die blonde Hexe? Ist der Ruff' wieder angekommen?"

„Noch nicht, aber ich habe gehört, daß er bald wieder da sein wird. Der Meister hat's der Mex im Vorbeigehen gesagt."

„Nun, und dann willst Du nichts thun, um mir wieder zur Reputation zu verhelfen, Stannes?"

„Ja, was soll ich denn thun, Pelag?"

„Aufpassen, lieber Stannes. Was gilt's, die Beiden werden gleich wieder zusammenschlupfen? Aufpassen und 's dem Meister sagen und ihn, wie man sagt, mit der Nase darauf stoßen; das solltest Du."

„Leicht geredet; wenn er mich aber fortjagt?..."

„So kommst Du zu uns, Kameel. Wir haben's gut. Den ganzen Tag wird in der Werkstatt gespaßt, gelacht und gesungen. Der Meister darf sich nicht muckfen, die Meisterin nicht das Maul aufthun. Ich bin immer auf der Fahrt, um für die Gesellen Schnaps oder Bier zu holen. Sieh' da, just komm' ich daher mit einem guten Kümmel. Da, versuch' einmal; ich trinke auch allemal ein Glas davon weg und fülle die Flasche am nächsten Brunnen wieder auf. So geht's alle Tage, die der liebe Gott gibt. Ich habe schon eine Tabakspfeife geschenkt bekommen und habe wieder einen neuen Schatz. Das Alles könntest Du auch haben, und Du wirst es, denn ich seh' Dir an der Nasenspitze an, daß Dir der Schnaps schmeckt und daß Du ein brav Bübele sein willst."

In Wirklichkeit hatte Stannes dem heißen Getränk

zugesprochen als wäre es Nektar, und des Vergnügens, des ungewohnten, voll, versprach er dem alten Kameraden, was dieser begehrte, und schlich in tiefe Gedanken verloren dem Schwertbergerhause zu, das ihm plötzlich nimmer wohlgefiel, während er schon im Geiste für die lustige Werkstatt schwärmte, die er doch mit seinen leiblichen Augen noch niemals gesehen. Pelag's Beispiel wirkte kräftig auf ihn. — Der Kümmel vielleicht nicht weniger. — —

Zur nämlichen Frist stand Fridolin vor dem Stadtrath im Laden und stellte Frage auf Frage an ihn. Muselmann hätte gar zu gern auf die Dauer den Geheimnißvollen, den Nichtwisser wenigstens gespielt; denn erstens mochte er's nicht gern mit irgend Jemand ohne die höchste Noth verderben, und dann fürchtete er sich nicht wenig vor der Aufregung Fridolin's, die freilich Allerlei besorgen ließ. Aber wie hätte der gute Stadtrath es anstellen sollen, ein Geheimniß — das ihm nicht eine Amtspflicht auf das Gewissen gebunden — einem guten Freunde gegenüber für sich zu behalten? So kam's denn auch jetzt, daß nach manchen Versuchen, dem ungestümen Frager auszuweichen, Muselmann endlich sagte: „Nun denn, weil Sie's gewaltthätig haben wollen ... es soll's freilich Niemand wissen ... ich aber weiß es und der Settele weiß es auch, denn er hat mir's gesagt, und der Barbarossawirth, der Hannesle, hat's dem Settele gesagt und Gott weiß wem sonst noch ... Das ganze Geschwätz ist mit Judenbosheit begriffen und der Gumperz hat's aufgebracht und es steht, wenn schon verblümt, heut im Wochenblatt, oder besser gesagt, es steht nicht darin, denn der Advokat Dreyhirn hat's ge-

strichen und will überhaupt weniger vom Gumperz wissen als vordem, nämlich gar nichts mehr. Wollen Sie mit ihm reden? Er sitzt im Ladenstübel und läßt sich rasiren. Sein Medizinalrath hat ihn daheim sitzen lassen, weil er — der Dreyhirn — zu früh ausgegangen war; aber bei mir sind sie Mann auf Mann gestoßen und da drin machen sie's gerade miteinander aus. Aber wohin laufen Sie, lieber Freund?"

Fridolin hörte die Frage nicht mehr. Er eilte, was er konnte, davon . . . um den Gumperz in seiner Wohnung anzutreffen.

„Jetzt hab' ich wahrscheinlich eine schmutzige Geschichte angerichtet," sagte Muselmann zu Dreyhirn, der schön barbirt aus dem Ladenstübchen kam; „der Schwertberger weiß, daß Gumperz die Klärel verleumdet hat . . . und ist im Stand und macht ihn todt."

„Das sollte mir um den Schwertberger leid thun," entgegnete Dreyhirn, warm werdend; „er ist ein kurioser Mensch; für sich selber thut er keinen Zug, aber für seine Schwestern geht er los mit Feuer und Schwert, das trau' ich ihm zu. Ein respektabler Mensch, dem nur der Freiheitssinn fehlt, um vollkommen genannt zu werden."

„Ei, so so?" fragte Muselmann pfiffig; „nicht lang und Sie haben ganz anders von dem Fridolin geurtheilt. Ich weiß das noch recht gut, wenn ich's schon vergessen habe: die Worte nämlich, deren Sie sich bedient haben."

„Bah, bah, nicht doch, lieber Stadtrath," entschuldigte sich Dreyhirn. „Im Feuer des Disputirens oder des Vortrags sagt sich Manches, das man bei ruhigerem

Blut anders einkleiden würde . . . und zudem: des Menschen Ansicht ändert sich. So, zum Exempel, kommt mir der Schwertberger heute viel angenehmer vor, weil mir der Doktor Gumperz, auf den ich recht viel gehalten, seit gestern sehr unangenehm vorkommt. Stellen Sie sich vor, daß der Mensch — der Gumperz — Schulden die Legion gemacht hat und zwar auf meinen Namen hin, und hat von mir bereits Vorschüsse, die er Mühe haben würde, abzuzahlen, wenn ich sie ihm nicht großmüthig schenkte, nur um ihn vom Hals zu kriegen. Stadtrath! Der Vokativus hat mich derb angeführt, und obendrein ist all' sein Liberalismus erlogen Zeug, ein Handwerk, das nach Brod geht, ein Gaukelspiel und nichts dahinter als Geldschneiderei. Die Spatzen singen vom Dache, daß er mit dem russischen Agenten, dem Pavianowitsch, unter einer Decke spielt, daß er von demselben Subsidien erhalten . . . ich bitte Sie: ein freigesinnter Mann des Fortschritts Subsidien von einem Emissär des Kantschu! Schon spürt das Wochenblatt Symptome der Abzehrung. Die Abonnenten machen's wie welke Blätter: sie fallen ab. Mein Interesse ist gefährdet . . . die Polizei wird schwierig . . . zu einem Martyrthum irgend einer Art bin ich nicht aufgelegt . . . habe schon genug verloren . . . der Doktor muß fort, denn mit ihm ist nichts mehr zu thun. Er hat seine Zeit durchgemacht und mich bestens ausgepreßt; jetzt muß er fallen, damit das Ganze aufrecht bleibe. Doch verplaudern wir hier die Zeit und ich könnte Besseres thun, lieber Stadtrath!"

„Ich auch," versetzte Muselmann zerstreut und trocken. Lächelnd nahm von ihm Dreyhirn Abschied und

machte sich nach der Plattenstraße auf den Weg. Bald jedoch wandelte sich sein Lächeln in eine ingrimmige Verzerrung. Er gewahrte, wie Doktor Gumperz ihm entgegenkam. Dem Doktor war's unmöglich gemacht, dem Advokaten auszuweichen. Der Letztere sprach aber mit grausamem Behagen den Doktor an: „Wollen Sie in die Druckerei? Bemühen Sie sich nicht: ich habe schon selbst die Korrektur unseres Blattes besorgt."

„Desto besser", erwiederte Gumperz in großer Aufregung; „ich habe ohnhin nicht Zeit, nicht Lust, mich heute damit abzugeben. Ich komme eben von einer unerhörten Beleidigung, die mir der polnische Abenteurer angethan hat! — (In der That war Gumperz' linke Wange bedeutend röther als seine rechte.) Der Polack, betrunken nach Gewohnheit, traf mich vor dem Schlachtthor und hob wieder an mit dummen Vorwürfen wegen der Maulbeer und so weiter. Gott! was mach' ich mir aus der Maulbeer und anderen Leuten? ‚Ein Zeitungsschreiber,' sagt er, ‚ist doch das miserabelste Ding auf der Welt.' — ‚Ja,' antworte ich, ‚allerdings, wenn's keine polnischen Aventüriers mehr gäbe!' Darauf hat's gegeben Streit und Streit. Wenn's geht auf der Ehre, kann ich nicht das Maul halten. Hierauf — ich nicht faul, gibt er mir eine Ohrfeige . . . Gott soll's wissen . . . und ich sag' ihm: ‚Gut, das hab' ich gewollt. Jetzt geben Sie mir aber noch obendrein Satisfikation!' Und er sagt: ‚Ich werde Dir heut meinen Sekundanten schicken und auf meiner Pistolenkugel steht Dein Name, gehaßter Literat.' Ich bitte Sie, so hat er gesprochen und mich geduzt und so ist er fortgegangen. Jetzt sehen Sie, Herr Dreyhirn, jetzt

sitz' ich in einem Duellhandel mit Pistolen, und eigentlich ist das Wochenblatt, Verehrter, da wir den Polacken noch nicht biographirt und beräuchert haben, der Esel, den er meint, und ich, auf den er schlug, bin der Sack. Ich hoffe, Sie werden, in Berücksichtigung meiner Gefahr und Wagniß, mich nicht in meiner Schuldennoth sitzen lassen und bezahlen für mich meine Korsaren?"

„Nein, Herr Doktor," lautete die Antwort; „zum schuldigen Dank ertheile ich Ihnen den Rath, sich unverzüglich in Sicherheit zu bringen; denn nicht nur der Pole, sondern auch der Meister Fridolin Schwertberger ist auf den Beinen, um Sie aufzusuchen und Ihnen um Ihrer giftigen Verleumdung seiner Schwester Klara die Knochen entzwei zu schlagen. Ihr Glück, daß er Sie nicht jetzt in ihrem Quartier angetroffen. Er ist wüthend über die Lüge, die Sie ausstreuten, und Ihr bösliches Beginnen, diese Lüge in mein Wochenblatt überzutragen, hat mich von der Erbärmlichkeit Ihrer Gesinnungen überzeugt. Ich will nichts mehr mit Ihnen zu thun haben. Behalten Sie, was Sie von mir haben; ich schenk' es Ihnen aus guten Gründen, und somit Gott befohlen!"

Der Advokat ging seine Straße weiter. Gumperz blieb im Schatten eines Hauses, an seinem Handschuh nagend, stehen. In seinem Kopf ging's um wie ein Mühlrad. Der grimmige, zuschlägerische Pole, der noch grimmigere Schwertberger, die überaus grimmigen Gläubiger, die bezahlt sein wollten, jagten vor Gumperz' innerem Auge wie in einem Karrussel, drohend und stets neu erwachsend, um ihn her.

„Welch' ein Pech!" seufzte er; „was bleibt mir

zu thun übrig? Ist denn Sternnickl nicht mit dem Mädel durchgegangen? Soll ich leiden um einer Sache willen, in der ich zufällig de bonne foi gewesen? Eins muß ausgeführt werden . . . ein Vorsatz muß gefaßt werden."

Und siehe, in seinem Gehirn schoß, wie eine feurige Garbe, ein großer Entschluß auf. Leo Gumperz beschloß, stehenden Fußes und heimlich davonzugehen; und richtig führte er mit großer Folgerichtigkeit den Entschluß auf der Stelle aus. In ein paar Minuten saß er in der Schweiz, den Plan seiner Weiterreise ferner bedenkend.

Wie hätte er ahnen können, daß ungefähr in derselben Stunde sein polnischer Gegner sich veranlaßt fühlen würde, ebenfalls auf einen schnellen Rückzug zu denken? Dennoch war es so. Jener Tag war den Abenteurern in der guten alten Stadt Konstanz durchaus nicht günstig. Denn als der tapfere General oder Oberst — man wähle zwischen den beiden Würden — als der polnische Held Mrzyski, vom Schauplatz seiner Gewaltthätigkeit enteilend, in dem Hause des Herrn von Muggensturm erschien, um denselben, seinen Zechfreund, zum Sekundanten zu werben, fand er eine sehr kaltsinnige Aufnahme. Der Baron äußerte ohnehin, er menge sich nicht gern in Händel, die ihn nichts angingen, und zudem wolle ihm nicht einleuchten, daß Mrzyski sich mit einem Bürgerlichen, mit einem Nichtoffizier, schlagen wolle. Das war nun freilich Wasser auf des Polen Mühle; von dem Zweikampf stand er alsobald mit auffallender Bereitwilligkeit ab. Allein als der Baron, der nicht gewöhnt war, viel-

Federlesens und Umschweife zu machen, die sonderbaren Worte sprach: „Und wer weiß denn eigentlich, wer Sie, mein Herr, sind?“ überkam den Polen das noch sonderbarere Vorgefühl einer drohenden Niederlage. Immerhin, sich gekränkt anstellend, versuchte er, dem Argwohn seines Freundes die Spitze zu bieten und redete von seinen Schlachten, seinen Orden, seinen Dokumenten und Zeugnissen. Da faßte ihn Muggensturm scharf in's Auge und schellte seinem Bedienten. Statt des gewöhnlichen Dieners erschien nun ein Jäger in glänzender Livrée, der, erst am vorigen Tage von Karlsruhe gekommen, in den Dienst des Barons getreten war und dessen Anblick wunderlich auf den Polengeneral wirkte; denn der Letztere mußte das Schnupftuch vornehmen und husten und sich räuspern wie in großer Verlegenheit, und daneben wurde sein wohlgefärbtes Angesicht womöglich noch bleicher als das weiße Schnupftuch.

„Sieh' diesen Herrn genau an,“ befahl Muggensturm seinem Jäger; „sieh' zu, ob er gewiß Derjenige ist, von dem Du mir heute früh erzählt hast. Ist dieser Herr der Oberst Mrzyski oder wäre er es nicht?“

Der Jäger, kerzengerad dastehend und die Hand zum militärischen Gruß an die Stirn legend — er war vordem Soldat und Bedienter eines Offiziers auf Reisen gewesen — schaute den Polen bocksteif an und sagte dann mit Gleichmuth und lauter Stimme zu dem Herrn von Muggensturm: „Dem Herrn Baron gehorsamst zu melden: das ist richtig der Thaddä, von dem ich mit Ihro Gnaden geredet habe. Ich kannte ihn zu Paris recht gut; er hat bei einem polackischen Flüchtling gedient, und selbiger Polack ist zur selbigen

Zeit gestorben und geheißen hat's unter der Livrée, der Thaddä habe sich mit seines Herrn Papieren und Vermögen heimlich aus dem Staub gemacht."

„Abscheuliches Lügner, vermaledeites!" fuhr Mrzyski in fürchterlichem Zorn auf.

Allein der grausame Jäger blieb niet- und nagelfest auf seinem Posten, und in obiger Stellung verharrend, sprach er zum Baron: „Ja, ja, das ist der Thaddä! Wie könnte man seine Stimme verkennen? Hab' ich ihn nicht alle Abende bei dem deutschen Wirth gesehen? Hab' ich ihm nicht einmal Nachtquartier bei mir gegeben? Und — was mir einfällt . . . Potz Blitz, Herr Baron! Lassen Sie doch den Mann seinen rechten Aermel ausziehen. Auf selbigem Arm hat er eine Zeichnung, wie sie von den Franzosen getragen wird, mit Pulver eingeätzt; sie stellt einen Anker vor, mit grünen Zweigen drum herum, und oben sitzt ein rothes Herz mit Flammen und einem Weibernamen!"

„Ihr hört, was mein Bursche gegen Euch vorbringt. Er hat Euch gestern über die Mauer gehen gesehen und mir alsobald Rapport gemacht. Hat er's getroffen mit der Zeichnung auf dem Arm?" — So ließ sich Muggensturm ohne alle fernere Zögerung vernehmen.

Entrüstet, aber mit unsicheren Beinen, stand Mrzyski auf und sagte verstört: „Bin ich nicht gewohnt, zu geben Antwort auf Ehrenbeleidigung anders als mit Sabel! Werden Sie hören von mir, Muggensturm, und kostet das Blut, viel Blut!"

„Ich stehe zu Diensten," antwortete der Baron gelassen, „sobald Sie mir beweisen, daß dieser Bursche gelogen. Sollte Ihnen jedoch der Beweis zu schwer

fallen, so rathe ich Ihnen, noch vor Sonnenuntergang diese Stadt zu verlassen; denn länger als bis zum heutigen Abend denke ich Ihrer Herkunft Geheimniß nicht bei mir zu behalten und unsere Polizei hat schon lang einiges Bedenken wegen Ihrer werthen Person!"

Worauf Mrzyski im eiligen Fortgehen mit abgewandtem Gesichte: „Nix Worte, nix Bedenken! Sabel und Blut . . .! Sie sollen sehen . . .! ich kenne nix als Blut und Sabel!"

Muggensturm lachte höhnisch hinter ihm drein und schenkte seinem Burschen einen Kronenthaler. „Du hast mir schon am ersten Tage gut gedient, da Du jenen Hallunken demaskirtest!" sagte er.

Der Jäger, nachdem er sich bedankt, antwortete: „Der Thaddä wird sich nicht mehr sehen lassen. Er war immerdar mit dem Maule frisch voran, aber seine Courage saß ihm beständig in den Füßen. Ueberdem verstehe ich nicht, wie man dem Kerl nicht gleich auf der Stelle den Stallknecht angesehen hat, der ihm doch aus jeder Naht seines Rocks, aus jeder Blatternnarbe seines Gesichts herausguckt."

„Das, mein Junge, gehört in das Kapitel vom Schneider, der die Kleider und daher auch die Leute macht. Der Kerl kann heillos lügen und das gefiel mir an ihm; aber auf die Länge wurde er langweilig, weil er sich zu sehr wiederholte. Jetzt sehe ich ein, daß die Madame Maulbeer von ihm nur die Wahrheit sagte, indem sie ihn als ein Muster von Gemeinheit schilderte."

Der dienstfleißige Jäger bekam bei dieser Gelegenheit einen rothen Kopf und sagte: „Fast hätt' ich über dem Thaddä meine Schuldigkeit vergessen. Hier ist ein

Billet, das eine Frau von Maulbeer dem Herrn Baron überschickt hat."

Muggensturm ging mit dem Brieflein auf die Seite und las die paar Worte, aus denen es bestand: „Ich melde dem Herrn Baron, daß ich in voriger Nacht von meiner Reise zurückgekehrt bin und daß ich ihn heute Abend, Schlag sechs Uhr, erwarte, um ihm einige Mittheilungen zu machen und seine Ritterlichkeit in Anspruch zu nehmen zu einem Ritterdienst. Gehorsamste Maulbeer."

Lächelnd sagte der Baron, in seine inneren Zimmer zurückgehend, zu sich in aller Heimlichkeit: „Da gibt's ja ein Abenteuer! Was die Weiber doch nicht Alles im Schilde führen! Eine zudringliche Rasse, die Weiber; von meiner eigenen Frau angefangen bis in's Unendliche. Aber ich will doch hingehen, und zwar ohne meiner Rippe etwas davon zu sagen. So werde ich doch endlich hören, ob an dem Gerücht von einer Heirath mit Pavianowitsch etwas Wahres ist, und der guten Frau berichten können, was sich mit ihrem Guignon, dem Polen, zugetragen."

Zweites Kapitel.

Dem Kühnen hilft das Glück nicht immer.

Man kann sich leicht denken, wie es am Abend desselben Tages in Schwertberger's Hause aussah. Mex ging betrübt und unruhig umher; Fridolin saß verdrießlich, weil er den Doktor Leo nirgends hatte antreffen können, in einer Ecke; Klara hielt sich in ihrem Zimmer und weinte ein Gesetzchen nach dem andern, beschaute sich dann im Spiegel, um zu sehen, wie ihr das Weinen ließ; maulte alsdann wieder ein Weilchen; dann lächelte sie zufrieden dem glücklichen Umstand, daß Sternnickl in der That ohne sie Reißaus genommen, und wenn sie genug gelächelt hatte, hob sie wieder an mit Weinen und Lamentiren über die boshaften Mitbürger, die vor der Unschuld keinen Respekt und den Mund immer zur Lüge bereit haben. — Des Hauses Ordnung war im Uebrigen durch Veronika's Verschwinden gestört. Das eigensinnige Mädel hatte seine Effekten mitgenommen und kehrte eben nicht wieder heim.

„Du wirst sehen," sprach Mex zum Bruder, der ihr haarklein den Auftritt vom Morgen erzählt hatte, — „Du wirst sehen, Fridele, daß die Gans von einer

Schwarzwälderin dennoch mit dem Waiblinger eine Dummheit anrichten wird. Das Weibsbild ist halbletz im Kopf und meisterlos genug. Ueberhaupt, Fridele, solltest Du heirathen, um eine tüchtige Regentin in's Haus zu bringen. Ich tauge jetzt schier ebensowenig mehr dazu als wie die Klärel, und ich habe dazu meine Ursachen . . ."

„Kinderei, lieb Mexlein," scherzte Fridolin. „Wie soll ich jetzt heirathen, da meine Vermögensumstände just im schönsten Derangement sind? Nein, nein, laß erst noch ein Jährchen oder zwei der Ordnung und der einfachsten Häuslichkeit hingehen. Und endlich — wen sollte ich heirathen? Ich wüßte nicht. Zudem geschieht's gewiß nicht vor eurer Versorgung. Und bis dahin, liebe Mex, verlaß mich nicht. Du hast eine Autorität im Hause, wie sie meine Frau nicht haben würde. Sie fürchten Dich Alle, schwarze Mex."

„Ei, ei, warum nicht gar!" sagte Mex etwas empfindlich; „als ob ich gar so erschrecklich aussähe und mich wie eine Zuchtmeisterin geberdete! O nein, o nein, da gibt's, Gott sei Dank, noch Leute, denen ich anders vorkomme! Und damit ich's nur herausfage: die Verone hat so wenig meine Autorität respektirt, daß sie mich mehr denn einmal mit ihrem ungewaschenen Mund als eine alte Jungfer traktirt hat."

„Ei, warum sagtest Du's nicht mir, liebe Mex?" fragte Fridolin mit freundlichem Vorwurf; „sie hätte dann schon längst über die Klinge springen müssen, die Verone!"

„Stille, stille!" versetzte Mex, den Bruder lächelnd umarmend; „wegen meiner soll Niemand über die Klinge springen; hörst Du, Fridele?"

„Und damit gut," bemerkte dieser scherzend; „Alles bleibt beim Alten. Morgen stell' ich Dir eine neue Magd ein; bis dorthin soll sich der Stannes in der Küche halten und Mägdedienst mit Holzschleppen und Wassertragen versehen. Ich erinnere mich, daß ich dem Waiblinger sein Wanderbuch noch nicht gegeben. Sollte er kommen, so sage ihm, ich hätte es unten auf des Altgesellen Hobelbank gelegt. Ich gehe, es zu thun, und dann will ich einen Sprung zu Muselmann machen, um mit ihm wegen Deines Geldes und wegen des Güteranfaufs, von dem Du weißt, zu reden und mich zu befragen, ob ich nicht den Gumperz wegen seiner schändlichen Lügen bei Gericht belangen soll?"

„Laß es gut sein," rieth Mex; „den Bösen kannst Du doch nicht ändern; vielleicht macht Deine Nachsicht, daß er in sich geht und sich schämt, was Gott wolle. Aber geh' dennoch zum Stadtrath. Der Abend ist so schön; ich will dann auch hinüber zur Mattenbrunner, vielleicht schleicht sie ein bischen mit mir im Garten umher, wenn ich sie schön bitte. Welchen Rock gebe ich Dir, Fridel? Dein Werkeltagskittel ist schadhaft. Willst Du den braunen mit den gelben Knöpfen?"

„Ja, er ist mir bequem," versetzte Fridolin, und Mex ging hinaus auf die Flur, an den Schrank.

Mittlerweile sah Fridolin zum Fenster hinaus in den goldigen Sommerabendschein, und jenseits — nämlich in Alexander's Hause — klang auch das Fenster und in einfachem, aber reizendem Staat erschien Mimi, nach dem blauen Himmel und den duftigen Rosenwölkchen, die ihn wie Schönpflästerchen zierten, zu schauen. Unbeweglich, als wie gebannt, stand Fridolin

und lispelte zwischen den Zähnen: „Schön ist sie wahrhaftig, schöner als Kunegunde . . . aber der Reiz der Schwermuth, der unterdrückten Empfindung ist nicht in ihrem Gesichte zu finden; . . . dennoch . . . wenn ich mich nicht irre . . . dennoch scheint sie leidend . . . ja, wahrhaftig, wie gut kleidet sie das bischen Melancholie! Aber warum so ernst und tiefsinnig? Mein Gott, sollte sie krank sein? . . .“

„Ich finde den braunen Rock nirgends, Fridolin,“ sagte Mex, in's Zimmer tretend. „Wo mag der Rock sein? . . . Was hast Du damit angefangen?“

Nun wurde Fridolin's Gesicht wie das von einem der Männer im feurigen Ofen und als wie ein ertappter Verbrecher antwortete er: „Mein Gott . . . Du hast Recht, liebe Mex. Der braune Rock, ja, ja . . . der ist nicht mehr da . . . oder vielmehr, es hat ihn der Schneider. Meister Bügeleisen holte ihn schon gestern ab. Darfst mir's glauben, Mex, auf mein Wort; es ist nichts Anderes mit dem Rock geschehen, gewiß nichts Unrechtes geschehen!“

„Das glaub' ich gern,“ versetzte Mex mit großen Augen; „aber ich versteh' Dich nicht mit Deinen Entschuldigungen und Betheuerungen, lieber Bruder. Jedenfalls thut's der grüne Rock ebenfalls und an diesem schwülen Abend ist er leichter obendrein als der braune. Kommst Du zum Nachtessen? Sage, Fridel, kommst Du?“

„Mit dem Schlag acht Uhr, liebe Mex. Adieu, mein Herz.“

Im Fortgehen warf der Meister dem in der Küche lungernden Stannes die Worte hin: „Wenn ich nöthig sein sollte, bin ich beim Stadtrath Muselmann zu fin-

den . . .“ stieg dann die Treppe hinunter, ging in die Werkstatt, sperrte seinen Verschlag auf und sein Pult, um des Waiblingers Büchelchen herauszulegen. Indessen verließ drüben Finanzraths Mimi ihr Haus und ihr flatterndes Gewand wurde von Fridolin gesehen, und auf den Waiblinger und alle Wanderbücher der Welt vergessend, wanderte Fridolin selbst von dannen, zu folgen der Spur seiner schönen Nachbarin.

Ein paar Minuten darauf kam richtig der Waiblinger an und wurde von der Mex nach des Bruders Befehl hinabgewiesen. Der Gesell kramte unten eine ziemliche Weile herum und eben wollte Mex nach ihm sehen, als er aus der Werkstätte trat, das Wanderbuch in die Höhe hielt und mit den Worten: „Schön Dank, ich hab's schon gefunden!“ seiner Wege ging.

Kurz nach ihm verließ auch Mex das Haus, nachdem sie der Klara dessen Obhut übertragen und die Thüre, Klara's Bitte gemäß, dermaßen geschlossen hatte, daß Jeder, der Einlaß haben wollte, anzuläuten gezwungen war.

„Ich traue keinem Menschen mehr,“ hatte Klara gesagt, „und will daher mir Diejenigen erst recht ansehen, die in's Haus wollen. Die kalte Küche für den Abendschmaus will ich indessen schon herrichten und bestellen.“

Mit einem großen Sicherheitsgefühl saß nun Klara als Meisterin des Hauses da und stoppelte in ihrem Kopf allerlei Pläne und Plänchen zusammen, wie sie es wohl anzufangen hätte, um den Klatschschwestern der Stadt ebenfalls einmal einen Possen zu spielen. „Es gibt nur Zweierlei,“ sagte sie endlich, da sie mit ihrer

Weisheit zu Ende gekommen; „entweder ich ziehe in ein anderes Städtchen und dann — was gilt's — werden sie mich überall vermissen und bereuen, daß sie mir so unmenschlich mitgespielt . . . oder ich mache eine glänzende Heirath, eine Heirath, die ihnen Allen eine Nuß aufzuknacken gibt. Das wäre dann ein Aerger, ein Verdruß, ein Neid! — Aber woher nehmen? — Freilich" . . . hier seufzte Klara tief, tief aus der Brust . . . „freilich . . . wenn Pavianowitsch! . . . O nein, Klärel, wie kannst du nur an ihn, den treulosen, den falschen Mann denken?"

Wiederum fielen einige Thränen auf das Nähzeug, das Klara auf ihrem Schooße hielt. Schnell versiegte jedoch die Quelle und eine prophetische Heiterkeit zog über Klara's Stirne. „Wie wär' es," sagte sie, „wie wäre es aber, wenn Alles erlogen wäre, was man dem armen Baron schuld gegeben? Wäre das nicht möglich? Bin ich nicht selber ein lebendig Exempel, wie sehr man verketzert werden kann und bin doch dabei so rein wie ein frischgewaschenes Schäflein? O Hoffnung, Hoffnung, Zuversicht, zieh' ein bei mir! Ich kann dem Bruder nicht glauben, was er mir von der Französin gesagt . . . ich mag nicht glauben, was der eitle Sternnickl mir von Pavianowitsch in's argwöhnische Ohr geredet. Muß ich den Verleumdeten nicht selber hören? Doch ist verdächtig, daß er so lange ausbleibt; Herz, mein Herz, wo weilest du?"

Der herrliche Abend, der draußen die Welt mit seiner Glorie umfing, schimmerte auch fröhlich in Klara's Gemach und in ihr Herz. Die Zuversicht, wie sie gewünscht, die sehnsüchtige Klara, zog wahrhaftig bei ihr

ein und in einem Nu stand die Ueberzeugung siegreich an der Stelle des ängstlichen und feindseligen Zweifels. — In diesem Augenblick wurde Klara's Ohr von einem Geräusch berührt, das sie plötzlich sehr in Anspruch nahm.

„Was hör' ich?" sagte sie, weniger freudig als erschrocken, „geht nicht Jemand oben in des Barons Zimmern? Ja, ja, richtig ... man geht dort ... es ist ... mein Gott, was soll ich denken? es ist sein Schritt, des Barons, meines Seelenfreundes wohlbekannter Schritt!... Ach, wie zittere ich ... dennoch ... wie wäre es möglich? Und doch ist es keine Täuschung, ich wache, ich höre, ich gedenke seiner!... Das ist Pavianowitsch oder ... Herrgott, was fällt mir ein? Hab' ich nicht gehört, gelesen, daß auch abgeschiedene Geister dann und wann an die Orte rückkehren, wo sie wissen, daß man ihrer gedenkt in Liebe ... oder wo sie ein Unrecht wieder gut zu machen hätten? — Heilige Mutter! wenn dem Baron auf seiner Reise ein Unglück zugestoßen wäre ... wenn ihn der Tod ereilt hätte ... wenn er jetzt oben in seinen Gemächern herumgeisterte? ..."

Voll Entsetzens sprang Klara auf, rang die Hände, horchte und lauschte mit wachsender Angst, denn der Gehende oben ließ nicht nach, umherzuschreiten und immer gespenstiger, nach Klara's Meinung, gestaltete sich sein unermüdlicher Schritt. Endlich beschloß Klara, ihre Furcht nicht mehr allein zu ertragen. Sie nahm sich vor, zu rufen. Aber wen? Die unerschrockene, kaltblütige Mey war abwesend, ebenso die abergläubische Veronika, Bruder und Gesellen, Alle waren auswärts; Stannes wahrscheinlich ebenfalls, und war er auch, was nicht zu denken, im Hause, was wäre wohl mit dem dummen

Buben anzufangen gewesen? — Dennoch — der furchtsamen Klara blieb keine andere Wahl, wenn sie nicht zum Fenster hinaus „Feuer“ schreien oder dem Hause entlaufen wollte. — Um den Buben zu rufen, näherte sie sich ihrer Zimmerthüre und zur selben Frist ging dieselbe Thüre leise, leise auf, und vor dem zurückprallenden Mädchen stand in ganzer untadelhafter Figur der Baron Pavianowitsch.

„Sein Geist!“ schrie Klara auf, ohne auf die weltlichen Atours des Barons, auf seine weiße Wäsche, seine Diamantnadeln und andere irdische Zuthaten zu achten, aber schon in der nächsten Sekunde hatte Pavianowitsch's Umarmung und der flammende Kuß, den er auf ihre Lippen zu drücken sich unterstand, sie eines Bessern belehrt und von dem wirklichen Leben des Seelenfreundes überzeugt. — Seinen Armen sich schnell entwindend und hoch aufathmend vor Vergnügen und Ueberraschung fragte Klara heftig: „Wie kommen Sie daher, mein Herr Baron? Verstehen Sie, sich unsichtbar zu machen und was soll dieser Ueberfall bedeuten?“

„Nichts in der Welt, als meine Begierde, nach langer Trennung Sie wieder zu sehen,“ erwiederte Pavianowitsch. „Eine Stunde von hier brach mein Wagen, wie hätte ich seine Ausbesserung abwarten können? Ich flog zu Fuß in die Stadt herein. Im Vorübergehen wollte ich den Doktor Gumperz besuchen; er war jedoch den ganzen Tag nicht nach Hause gekommen. Ich eilte daher, nach meiner Wohnung zu kommen. Im Vorübereilen sah ich Ihre Schwester am Fenster eines Hauses, gleich hier in der Nachbarschaft. Sie redete vertraulich mit einer Mannsperson, die ich nicht kenne, und sah mich

nicht. Die Werkstätte ist leer. Ihr Bruder um diese Stunde gewöhnlich nicht zu Hause; aber Ihr reizendes Antlitz schimmerte rosenähnlich durch die Scheiben Ihres Fensters. Ich öffnete die Thüre mit meinem Hausschlüssel ohne Geräusch; keine lebendige Seele war im Hause zu spüren. Kaum, daß ich mir einige Minuten gönnte, um den Staub der Reise von mir zu streifen... und hier stehe ich vor Ihnen, Gott sei Dank, allein und ohne Zeugen, Sie zu fragen, ob Sie mir noch gut sind, wie ich Ihnen, ob Sie meiner mit Liebe gedachten, wie ich Ihrer? Klara, meine gute schöne Klara, ist Ihr Herz noch mein? Darf ich mich noch den glücklichsten Sterblichen nennen?"

Was nun auf diesen leidenschaftlichen Eingang folgte, kann man sich leicht vorstellen. Klara, mit tragischem Gesicht und mit strengen Worten, die kaum im Einklang standen zu ihren Blicken, welche da zu sagen schienen: ich wünsche nichts lieber als dich unschuldig und gerechtfertigt zu sehen! hielt dem Baron vor, was von der Französin ihr zu Ohren gekommen war.

„Hat es seine Richtigkeit? Gestehen Sie, mein Herr, ist's wahr, daß schon ein heiliges Band Sie an eine Andere knüpft? Bekennen Sie es mir, die ich noch daran zweifeln möchte, und begnügen Sie sich mit dem Triumph, mein arglos Herz so manche Woche hindurch am Gängelband des Irrthums geführt zu haben!"

Pavianowitsch wäre ein schlechter Diplomat gewesen, wenn er nicht die stürmischen Wellen zu besänftigen gewußt hätte. Es war ihm Zeit genug geblieben, sich, von Gumperz brieflich unterrichtet, auf dergleichen Auftritte vorzubereiten... Mit klarer Stirn und einer

Hoheit, wie nur die unerschütterlichste Unschuld sie aufzubringen vermag oder die abgefeimteste Lüge, erwiederte er: „Die Triebfedern der höllischen Machination, die just nach meiner Abreise von meinen Feinden losgelassen wurde, kenne ich noch nicht, doch werd' ich sie enthüllen und die Urheber des Bubenstücks zu Schanden machen. Vorläufig genüge Ihnen die Versicherung, daß man den schändlichsten Mißbrauch mit meinem Namen getrieben, daß ich in keiner Weise mit jener gedungenen Frauensperson vertraut oder bekannt gewesen. Uebrigens, wo ist diese meine Anklägerin? Ich sei ihr Gatte, den sie durch die ganze Welt verfolgt, und sie ist mir nicht gefolgt nach Frankfurt, wohin ich vor Aller Augen gegangen? Und sie ist auch nicht hier geblieben, wohin ich rückkehren mußte, wie alle Leute wissen! Welche Albernheit! Wie ist all' das zusammenzureimen? O, meine geliebte Klara, es sind freilich nicht die schlechtesten Früchte, an denen Wespen nagen, allein der Neid der Menschen, der jeden Vorzüglichen und Begabten verfolgt, hat mir schon viele, ja tausend bittere Stunden bereitet. Sie mißgönnen mir meine allerdings beneidenswerthe Stellung, meinen Rang, meine Zukunft. Es gibt ihrer Viele, die gern meine Erben sein möchten. Darum probiren sie in Ost und West, wie sie's anfangen sollen, mich zu stürzen, mich moralisch todt zu schlagen: ... und weil ihnen das stets mißlungen, haben sie in neuester Zeit — in Frankfurt selbst — einen Anschlag auf mein Leben gemacht."

„Ach, du mein Gott!" rief Klara aus.

„Wie ich Ihnen sage, beste Klara. Beim Herausgehen aus dem Theater wurde eine Pistole auf mich ab-

gefeuert ... Die Kugel ging mir durch den Hut ... ein paar Linien tiefer und ..."

„Barmherziger Gott, halten Sie ein! ich kann's nicht anhören!" flehte Klara, und vom Geliebten dankbar in den Arm genommen, fragte sie beruhigter: „Also ... es ist nicht wahr, was die Französin von Ihnen gesagt haben soll? Ich sage mit Fleiß: gesagt haben soll; denn ich habe aus dem dritten Munde, was sie gesprochen und ich zweifle an der Aufrichtigkeit jenes Mundes. Aber wissen Sie wohl und werden Sie auch leugnen können, was von Ihnen die Stadt erzählt, daß die Maulbeer Ihnen nachgereist, daß Sie sich mit derselben ... in Frankfurt selbst vermählt haben?" — Klara schwieg verschämt und ängstlich harrend.

Wie leicht wurde ihr jedoch zu Sinne, als Pavianowitsch, der in der That von dem Gerede nichts vernommen, in helles Gelächter ausbrach und sich kaum zufrieden geben konnte! „Ei, meine gute, unbefangene Klara," rief er lustig, „wie springt man mit Ihrer kindlichen Leichtgläubigkeit um! Wollen mich denn die Leute in allen vier Weltgegenden verheirathen? Nun, das gefällt mir nicht übel. Lügen über Lügen! Ich erfahre überhaupt zum ersten Male, daß die Maulbeer sich auf Reisen begeben und versichere Sie auf Ehre und Gewissen, daß ich besagte ehrenwerthe Dame seit meiner Abreise von hier auch nicht mit einem Auge gesehen habe. Beste Klara, inständig bitte ich Sie, mit Ihrem Urtheil inne zu halten und Dem, den Sie einst geliebt, Vertrauen zu schenken; nur ein winziges Vertrauen auf ein paar Tage, denn in der kürzesten Zeit wird und muß Ihnen ja klar werden, ob ich gelogen,

ob ich die Wahrheit gesprochen. Was meine Feinde ausbreiten, ist gewißlich Lüge; was mir jedoch als die reinste Wahrheit jemals von den Lippen ging, ist, daß ich Sie liebe und anbete, daß ich von Ihnen meines Lebens Glück erwarte, und daß ich im Stande bin, das Ihrige zu machen. Fassen Sie Muth, Klara, wenn noch ein Funke von Zärtlichkeit in Ihrem Herzen glimmt; Sie werden sehen, wie schweres Unrecht Sie mir gethan und wie gern ich es Ihnen vergebe, wenn Sie mir hold sein wollen wie vordem."

In den Augen des Schelms spielten Thränen; Klara konnte die ihrigen nicht zurückhalten. Noch einmal sich dem Arm des Barons überlassend, stammelte sie: „Haben Sie mich nicht schon überzeugt? Muß ich nicht Ihnen glauben und wenn Sie mir das Unglaublichste verkündigten?"

„Göttliches Wesen!" erwiederte hierauf der ermuthigte Pavianowitsch; „tausend Dank für das, was ich aus Deinem Munde vernahm! Ich bin also nicht verworfen und verdammt; ich darf meines Glücks mich noch freuen, bin Deiner würdig, mein Lebensengel! O, laß mich von Deinen Wangen pflücken den Lohn für meine unbegrenzte Liebe, für meine unerschütterliche Zuneigung." — Er übersäte Klärchens Wangen mit seinen Küssen.

„Herr Baron, was machen Sie . . .?" — rief Klärel erstaunt und erzürnt und strebte, dem Zudringlichen zu entkommen. — Pavianowitsch hatte nicht Lust, nachzugeben.

Indessen sollte er nicht den Lohn seines Frevels, wie er sich ihn wünschte, ernten. In dem leeren Hause war zu Klara's Glück das einzige Ohr wach gewesen und

das Auge, die dem Verführer gefährlich wurden. Wenn auch Klara nicht den leisen Eintritt des Barons in das Haus bemerkt hatte, so war doch Stannes, faul und halb verschlafen in der Küche liegend, ein Zeuge desselben gewesen. Und flugs stand vor seiner Seele mit Flammenschrift die Mahnung des Pelag, der Rache Aufforderung und die Verheißung des Siegs zur Ehrenrettung seines Freundes. — Schlau, wie ihm kaum zuzutrauen, hatte der Bregenzer fein gewartet, bis geschah, was er sich klug vorausgedacht, bis Pavianowitsch in das Zimmer des Klärel geschlichen war. Dann schoß der Bube wie die Kugel aus dem Rohr von dannen über die Marktstätte durch die Kanzleistraße und rief schnaufend in das Ladenstübchen Muselmann's: „Meister, Meister, Sie sollen schnell heim kommen!"

„He, was gibt's, was ist vorgefallen?"

„Der Russ', der Baron ist wieder da."

„Schon gut, morgen ist auch ein Tag."

„Ja freilich . . . aber . . ."

„Aber?"

„Ich kann's dem Meister nur allein sagen . . ."

Fridolin kam heraus und der Bube hauchte ihm in's Ohr: „Der Russ' sitzt bei dem Jungfer Klärel. Jetzt kann der Meister sie über dem Leimpfandl erwischen!"

„Donner und Wetter! Marsch voran mit mir."

Fridolin lief mit dem Buben um die Wette, ohne von Muselmann Abschied zu nehmen, davon und bald war sein Haus erreicht, dessen Thüre der Lehrbub, ob mit Vorbedacht oder unwillkürlich, offen gelassen hatte. Die Besetzung des Hauses fand ohne allen Lärm statt; die Küchenkatze ging nicht stiller ihren Weg.

Und in demselben Augenblicke, da Klärchen ausrief: „Herr Baron, was machen Sie?“ und Pavianowitsch nicht Lust hatte, nachzugeben, erschien auf einmal Fridolin's unbequeme Gestalt im Zimmer und verursachte dem Paar einen solchen Schrecken, daß Klara plötzlich in der entferntesten Ecke des Zimmers stand, das Antlitz mit ihren Händen verhüllend, und Pavianowitsch allerlei Rubel darum gegeben hätte, wenn er alsogleich in seine Gemächer sich hätte zurückziehen können. Indessen stand ihm eine unvermeidliche Explikation mit Fridolin bevor, der zürnend, wie ihn noch Niemand gesehen, aber streng an sich haltend, das Gespräch begann.

„Was muß ich da sehen?“ fragte er und schlug die Arme übereinander; „welchen Spaß oder Ernst erlauben sich der Herr Baron in der Stube meiner Schwester? Und Du, Klara ... hast Du dem Herrn die Erlaubniß gegeben, sich hier aufzuführen, als sei er in einem wenig ehrlichen Hause?“

Klara gab nur Thränen an der Stelle einer Antwort; aber Pavianowitsch, seine Fassung wieder gewinnend, streckte dem zürnenden Bruder seines Liebchens die Hand freundlichst hin und sprach sehr biederherzig: „Was hilft jetzt das Geheimniß länger? Warum noch länger sich verstellen? Herr Schwertberger, lieber Meister und Padrone di casa! Sie sehen hier zwei junge Leute vor Ihnen, die sich herzlichst lieben und nichts sehnlicher begehren, als ihren Liebesbund vor Gott und dem Gesetz heiligen und bestätigen zu lassen ...“

„O, Herr Baron ...!“ ließ sich Klara aus ihrem Winkel als eine Klagende vernehmen.

„Was Sie mir sagen!“ hob Fridolin an, zu dessen

besonnener Haltung seine Verwunderung über des Pavianowitsch's unerhörte Frechheit beitrug; „fahren Sie fort, Herr Baron."

Das that nun mit größerem Selbstgefühl der elegante Herr, fabelte von seinen Würden, Aemtern und Reichthümern und bat nur um Geheimhaltung des heutigen Vorgangs und der zu hoffenden Verlobung, bis seines Ministers Entscheidung, nämlich Einwilligung erfolgt sein würde.

Nun trat ihm Fridolin einen Schritt näher und sagte ihm mit schrankenloser Verachtung: „Und Sie wagen es, mir dergleichen Lügen aufzutischen? Hat Ihnen denn Ihr Helfershelfer Gumperz nicht gemeldet, daß Ihre Frau in diesem Hause Sie aufgesucht? daß sie mir erzählt, wie gewissenlos Sie Ihre Gattin und Ihre Kinder verlassen haben, um sich, redliche Arbeit scheuend, als ein Glücksritter in der Welt herumzutreiben?"

Pavianowitsch wurde todtenbleich vor Zorn und Schrecken. Er hatte nicht geahnt, daß die Entdeckungen und Offenbarungen seiner Frau von solchem Umfang gewesen.

„Mein Herr!" stotterte er, „ich habe schon die Ehre gehabt, Ihrer Fräulein Schwester zu sagen ... daß meine Feinde ..."

Klara flog herbei, ergriff die Hand ihres Bruders und rief ihm pathetisch zu: „Urtheile nicht vorschnell, Fridolin! Der Baron hat unversöhnliche Feinde ... er wird aber beweisen ... hat mich schon überzeugt ..."

Fridolin unterbrach sie mit den kalten Worten: „Deine Ueberzeugung in Ehren ... aber hier habe ich vorläufig ein Wort zu reden, ehe wir unter vier Augen uns verständigen, Klärel. Erlauben Sie, Herr Baron,

daß ich Sie auf Ihr Zimmer geleite. Hier will sich Ihre Gegenwart ferner nicht ziemen."

Pavianowitsch, unschlüssig, was unter diesen Umständen wohl zu thun sei, sagte, auf die wieder in Thränen versunkene Klara deutend: „Der Schmerz dieser Unschuldigen komme über Ihr Haupt, Schwertberger. Sie behandeln uns grausam und ich hätte mich eines Bessern zu Ihnen versehen!"

„Ich mich auch zu Ihnen, Herr," versetzte Fridolin und öffnete die Thür. „Belieben Sie voran zu spazieren, ich bitte Sie."

Pavianowitsch wollte den sauren Schritt thun. Indessen aber traten vier Personen zumal, zur Verwunderung Fridolin's und Klara's und zum vernichtenden Schrecken des Barons, in das Gemach: Madame Maulbeer mit einer verschleierten Dame, der Herr von Natron und der Herr von Muggensturm. — Die Maulbeer, mit der etwas impertinenten Unbefangenheit einer Weltdame, die einen großen Streich gegen einen Beleidiger zu führen im Begriff, zeigte, nach verbindlich spöttischer Verbeugung im Kreise, nach dem Fenster, in dessen Scheiben der letzte Strahl des Tags sich spiegelte. „Um Vergebung," sprach sie hastig, „daß wir so spät uns zu einem Besuch einstellen — aber da ich erst vor Kurzem — vor einer halben Viertelstunde — bei der Frau Räthin Quintlein, die den Herrn Baron hat vorübergehen gesehen, gehört habe, daß Herr von Pavianowitsch von seiner Reise zurückgekommen, so wollte ich nicht versäumen, demselben alsogleich seine Frau Gemahlin vorzustellen, und zwar vor Zeugen und mit der Bitte, endlich dem Muthwillen ein Ende zu machen,

mit dem er seit ein paar Jahren vor seiner Frau Versteckens gespielt; den ehrlichen Namen seines Vaters wieder anzunehmen und seine russische Baronie an den Nagel zu hängen. — Fassen Sie Muth, Madame, und zeigen Sie dem Herrn Dettler, Ihrem Gatten, Ihr Angesicht!"

Bei diesen Worten zog die Maulbeer ihrer Begleiterin den Schleier vom Antlitz und eine wunderschöne, aber lilienbleiche Gestalt streckte, stumm vor Beklemmung und Schmerz, dem vor Beschämung fast vergehenden Pavianowitsch ihre Arme entgegen.

Der Verstockte aber wies sie zurück und rief: „Welch' eine unwürdige Szene! Was fällt Ihnen ein, meine Damen, diesen Schimpf auf mich zu wälzen?"

„Siehst Du, Klara?" sagte indessen Fridolin halblaut zu der Schwester, die lautlos horchend sich an des Bruders Brust geflüchtet.

Muggensturm trat aber fest vor den Verführer hin und redete ihn mit derber Nimrodstimme an: „Jeden Schimpf, den Sie von Seiten dieser Dame, meiner verehrten Freundin, erleiden, vertrete ich Ihnen gegenüber, überhaupt gegen wen Sie wollen. Von Ihrer Entlarvung indessen sind wir Zeuge gewesen, Herr von Natron und ich, und ich bitte zu bedenken, daß, wenn Sie nicht noch heute in die Schranken, die Ihnen angewiesen sind, zurücktreten und zu Ihrer Familie zurückkehren wollen, die geeignete Behörde allhier sich mit Ihren Lebensverhältnissen ernstlich zu befassen vorgenommen hat."

„Wilhelm! Wilhelm! Kennst Du Deine Josephine nicht mehr? Weißt Du nichts mehr von Deinen Kin-

dern?" rief die Französin aus in einem Tone, der geeignet war, ein Felsenherz zu schmelzen.

Wilhelm schlug sich wild vor die Stirne. — „Sie bringen mich in's Verderben, Madame!" sprach er dumpf und drohend.

„In's Verderben?" fragte die Maulbeer stolz entgegen; „in's Verderben, da ich Ihnen ein schönes, gutes, unglückliches Weib, das Sie verrathen haben, zuführe, um Ihre Besserung, Ihre Rückkehr zur Ehre und Vernunft zu bewirken? Durch falsche Einflüsterungen hatten Sie die Arme nach Italien gejagt. In Mailand wohnte ich Thür an Thüre mit ihr. Ich hörte von ihr, die schwer erkrankt darniederlag; ich unterstützte sie nach Kräften, wurde ihre Vertraute, beschloß, mich ihrer anzunehmen und Sie mit ihr auszusöhnen. Ist das ein schlimmer Lohn für die Mühe, die Sie sich gaben, mich hinter's Licht zu führen, meine Hand und mein Vermögen zu erschleichen und währenddessen, gerade nur zum Zeitvertreib, einem unbefangenen, schuldlosen Mädchen, einer ehrlichen Bürgerstochter, Netze zu legen? Bei dieser Gelegenheit entschuldigen Sie, Herr Schwertberger, daß wir so ungebeten bei Ihnen eingetreten — wie's scheint, zu einer Frist, da anderweitige Verständigungen hier vorgehen sollten — allein es war mir darum, ohne Aufschub zu thun, was ich thun mußte, und namentlich Sie und Ihre Schwester diesem Auftritt beiwohnen zu machen. — Und nun gehen wir, liebe Madame Dettler, und überlassen Ihren Gemahl seinen Gedanken und Empfindungen. Führen ihn dieselben auf die rechte Bahn, auf die der Pflicht, so steht ihm mein Haus offen, um daraus sein Weib und seine Kinder sammt einem an-

gemessenen Vorschuß zum Beginn eines neuen arbeitsamen Lebens abzuholen. Wo nicht, so treffe ihn die Strenge des Gesetzes; er wird von den Handhabern desselben bereits überwacht. Für Sie, liebe Dettler, und Ihre Kinder werden wir dann schon eine Unterkunft finden. Noch einmal, vergeben Sie, Herr und Jungfer Schwertberger. Die Lektion war vielleicht für diesen Herrn hart, aber lehrreich immerdar für ihn und für Sie, die er ohne Zweifel täuschen wollte, wie er die ganze Welt täuschte. Lieber Baron" — der Herr von Muggensturm war damit gemeint — „geben Sie Madame Dettler den Arm. Allseitig gute Nacht wünschend, empfehlen wir uns!"

Josephine mußte beinahe mit Gewalt hinweggeführt werden. Die Maulbeer und ihre Gefährten — Natron blieb gleichsam als ein verlorener Posten bei Schwertberger zurück, um das Pikante der Situation bedächtig und feinzünglerisch zu genießen — begegneten der schwarzen Mex, die mit Lichtern aus der Küche kam und nach gemachter Reverenz den Stannes ebenfalls mit einer Kerze bewaffnete, um dem Ex-Pavianowitsch, der wie ein Höllenbrand seine Treppe hinansauste, in's Zimmer zu leuchten, wo sich der demaskirte Unhold verriegelte, um nicht mehr zu erscheinen. Dann trat Mex mit dem lebhaftesten Staunen in Haltung und Geberde in Klara's Gemach und mit der Frage: „So sagt mir doch, was es gegeben? Die Hausthüre sperrenangelweit offen . . . ein fremder Besuch im Hause, Bestürzung auf allen Gesichtern? Mein Gott, was ist denn vorgefallen?"

„O Mex, o Mex, ich bin das unglücklichste Geschöpf

unter der Sonne!" schluchzte Klärel, in der Schwester Arme sinkend. Während sie unaufhaltsam weinte, streichelte Mex ihre Wangen und horchte dabei hinüber, wo Natron soeben dem Meister Fridolin den Lebenslauf des Pavianowitsch erzählte, so wie derselbe jetzt durch Josephine in Umlauf gekommen war.

„So wußte," sagte Natron, „Dettler, der deutsche Handelskommis, die Hand und das hübsche Geld der Josephine zu erobern, deren Vater bald hierauf starb und den Schwiegersohn an der Spitze eines ansehnlichen Geschäfts hinterließ. Aber nun offenbarten sich erst die verschwenderischen und lockeren Neigungen des saubern Herrn. Den Kavalier spielend, alle Possen mitmachend, brachte er das Geld seiner Frau, sein ganzes Geschäft durch. Endlich verließ er Haus und Familie bei Nacht und Nebel und kehrte nach Deutschland zurück und kam nach Wien, wo er lange vom Spielen lebte und sich einen Adelsbrief auf eigene Faust ausstellte. Dann suchte er sein Glück in Deutschlands Mittelstaaten, machte manchmal den diplomatischen Spion, gab sich noch öfter für einen solchen aus und lebte, wie man sagt, zwischen zwei Wassern, bald flott, bald ärmlich, immerdar etwas polizeiwidrig, wenn auch mit guten Pässen versehen. Einer seiner Genossen war zufällig nach Besançon gekommen und über irgend einer Gaunerei ertappt worden. Bei dieser Gelegenheit nannte er auch als einen Industriebruder den Dettler — Pavianowitsch. Auf diese Weise erfuhr Josephine nach vielen Monaten den Aufenthalt ihres Gatten, den Namen, den er sich beigelegt, die zweideutigen Geschäfte, die er betreibt. Ihn seinem Herde und der Ehre wieder zu gewinnen, opferte die

Frau eine kleine Erbschaft, die ihr zugefallen war und reiste dem Abenteurer nach. Jetzt wissen Sie Alles; vielleicht haben Sie aber noch nicht erfahren, daß des sogenannten Russenagenten Compagnon, der Doktor Gumperz, höchst wahrscheinlich die Stadt auf immer verlassen hat? Da Monsieur Dettler also keinen Lügengevatter mehr und daneben von der Polizei Manches zu fürchten hat, so wird er wahrscheinlich, wenn er klug ist, auf der Maulbeer Vorschläge eingehen. Sie will ihm, auf die Garantie eines Onkels der armen Josephine hin, Vorschüsse machen, und sein ist jetzt die Wahl, wieder ein ehrlicher Mensch zu werden oder der Galeere Schritt für Schritt zuzuwandern."

„O, mein Gott!" seufzte Klara zitternd in Maximilianens Busen. „Begleite mich, Schwester, zur Nanette hinüber. Nicht eine Nacht bleibe ich mehr mit dem entsetzlichen Betrüger unter einem Dache."

„Du hast Recht," sagte Mex; „komm', ich begleite Dich."

Auch Natron empfahl sich zur nämlichen Zeit bei Schwertberger, konnte aber seiner Bosheit einen kleinen Triumph nicht versagen, indem er im Abschiednehmen zu Fridolin sagte: „Apropos, wissen Sie schon, daß der Obervogt wieder gesund wird?"

Und verwunderte sich höchlich, aus Fridolin's Munde die Antwort zu vernehmen: „Gott sei Preis und Lob und Dank! Sie machen mich ganz glücklich durch diese Nachricht, mein lieber Herr von Natron!"

Drittes Kapitel.

Neue Bündnisse.

Und auf den Abend kam die Nacht und auf die Nacht der Morgen und zwar mit seltener, wunderbarer Pracht. Die Welt hatte ihr Feierkleid angezogen und eben darum stimmte zur allgemeinen Heiterkeit des Tages so schlecht das düstere Gesicht des jungen Mannes, der auf der Straße nach Mammern auf einem Steinhaufen saß und verdrossen einer langen Predigt zuhörte, die ihm ein alter Mann hielt, der vor ihm stand, als hätte er ihm viel zu befehlen. Und doch war der alte Mann nur ein Handelsjude, trug den Zwerchsack über der Schulter und den Wanderstab, den knotigen, in eben so knotigen Händen. Und doch war der junge Mann der elegante Doktor Leo Gumperz, welcher da in eine Gesellschaft gekommen war, die man gar nicht bei ihm hätte suchen sollen. Noch befremdender, wenn gleich erläuternd klangen die Worte, die der alte Schacherjude in Gumperz' verdrossen aufmerksames Ohr redete.

„Meinst Du denn, Löbchen," sagte der Alte, „ich hätte Dich manches liebe Jahr herumgetragen auf meinen Armen, als Deiner braven Mutter leiblicher Bruder,

und hätte mir nicht gemerkt Dein Gesicht? Hab' ich Dich nicht ebenfalls gesehen, als Du warst ein junger Mensch von neunzehn Jahren und bist getreten auf Deinen eigenen Füßen in des ehrlichen Herrn Schlender's Butike? Gott, was hast Du gedacht, daß Du Dich um Ehr' und honette Zukunft gebracht?"

„Onkel, ich will nichts hören von dem!" murmelte Gumperz trübselig.

Der Alte schlug die Augen auf gen Himmel, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und hob wieder an: „Gelt, ich soll Dir nicht erzählen von dem Herzeleid Deiner rechtschaffenen Eltern? Ha! die Mutter ist schier verwirrt worden im Kopf; der Vater hat — ich bin Zeuge gewesen — baar und blank das Geld, so Du geganst, denk Herrn Schlender zurückbezahlt und nicht einen Heller abgezogen ... sein sauer erspartes Geld! Aber das Herzeleid ist geblieben, nachdem das Geld fort gewesen. Der leichtsinnige Sohn war gegangen in die Welt, unter anderem Namen, als ein Doktor und als ein Zeitungsschreiber und so weiter! Löbchen, was ist Dir eingefallen? Deine Geschwistrige sitzen daheim als wie in Abraham's Schooß, ordentliche Leute, ehrlich wie ihr Vater ... und Du? ..."

„Wenn ich doch sage, daß ich nichts will hören von dem!" widerholte Gumperz noch dringender.

Worauf der Alte: „Auch gut, hilft doch das Reden nicht. Kann man machen Geschehenes ungeschehen? Aber ausbessern kann man, was man zerrissen, abwaschen, was man beschmutzt hat. Geh' daran, Löbchen, Dich zu bessern und ich will den geheiligten Gott segnen, der mich diese Straße geführt hat und Dich sitzen ließ auf dem Haufen

von Stein, daß Du erkannt wurdest von Deinem Onkel! Ich hab' seit dreißig Jahren meinen Sitz in Randegg; 's ist ein zweites Jerusalem, voll wie ein Ei von unseren Leuten. Der alt' Worblinger — er lebt noch — hat mir seine Rachel zur zweiten Frau gegeben und ich bin ein Vater von vier Kindern, die mir über den Kopf gewachsen sind, aber brav wie Gold! Ich möchte Dir wohl etwas zuhelfen in die Welt hinaus, Löbchen, wenn Du wolltest wieder Dich drehen und wenden zu einem Geschäft; he, was sagst Du?"

„Nichts, Onkel, ich kann das Handelsgeschäft nicht wohl leiden," antwortete Gumperz; „es macht unsere Leute in der Christen Augen verächtlich; es hindert unsere Emanzipation, die der Zeiten Fortschritt und Freiheitsgefühl so mächtig begehrt!"

„So, so," versetzte der Alte. „Da haben wir wieder die Zeitung, das Wochenblatt, das Geschwätz von Leuten ohne Bart, oder von Denen, die den Anderen gern machten den Bart. Bin ich doch gekommen so oft nach Konstanz! Hätt' ich gewußt, daß hinter dem Herrn Doktor Gumperz gesteckt ist meiner braven Schwester und meines ehrlichen Schwagers Sohn, ich hätte mich eingestellt in der Visite! Aber — Gott! wie wär' ich empfangen worden, ich armer Jud? Statt zu lernen von Deiner Weisheit, Löbchen, hätt'st Du mich gejagt die Stiegen herunter, zum Hause hinaus. Das wäre gewesen meine Emanzipation!"

Leo leugnete mit Worten, was er in seines Herzens innersten Gedanken dem Alten zugab. — Der Onkel nahm indessen wenig Notiz von dem Leugnen und fuhr, recht warm werdend, fort: „Laß sie gehen, die Zeitungen,

Löbchen; Du hast einen guten Kopf, wahr ist's. Deßwegen kannst Du aber auch andere Sachen treiben. Hast nicht einmal studirt ... warum und womit willst Du belehren die Welt? Und wo ist da Deine Belehrung? Sind eure Artikelchen nicht alle so giftig, so gepfeffert, so gesalzen, als wie eine Saat von Schierling und Sauerampfer? Emanzipirung und Freiheit schreit ihr? So lang ihr schreit, bleiben sie aus, die eine wie die andere. Mit Unfrieden gewinnt man nicht Frieden. Aus Kupfer wird mein Lebtag kein Silber. Da sieht man, sagen die Christen, wie die Juden schreien und schreiben und diese Stänkerer und Krakehler sollen wir machen frei? Sie, die alle Welt in's Blinde hassen und vermaledeien, sie sollen wir lieben? Glaub' mir, Löbchen, die Handelschaft ist unserem Volk mehr angeboren und angepaßt als das Schreiberhandwerk. Freilich — gelobt sei Gott, sind in Israel große Schreiber gewesen ... der Moses, der König Salomon und viele Andere bis auf die jüngste Zeit herunter ... Warum nicht? Unsere Leute haben Verstand und es gibt unter ihnen Advokaten mit Glanz, medizinische Dokters mit großen Ehren, Maler und Musikanten und gelehrte und gespassige Leute ... aber die Handelschaft bleibt doch die Hauptsache. Wenn Einer von uns sie verschreit, so ist er gewiß selber schuld, daß sie verschrieen wird. Denn es gibt Handel und Handel, den ehrlichen und den unredlichen. Aber es gibt auch unter Christen und Heiden böse und gute Leute, warum nicht unter den Unsrigen? Weißt Du aber, was für ein Mann Dein wackerer Vater ist? Es hat einmal ein reicher Herr, der am Verreisen war, seinen Beutel mit vielem Geld in Deines

Vaters Laden liegen lassen und Dein Vater ist ihm nachgereist mit Extrapost drei, vier Stationen weit und hat das Geld zurückgegeben — He? — Hat ein gut Douceur bekommen, ja. Aber der ganze Beutel wäre fetter gewesen als das Douceur. — Ohne mich zu rühmen — die Ehre sei dem hochgelobten Gott — so habe ich unter Anderem im Theuerungsjahr siebenzehn eine ganze Familie, eine christliche, vom Hungertod gerettet, indem ich ihr gegeben habe die Hälfte von dem Mehl, das ich bekommen hatte zum eigenen Unterhalt und zu dem meiner ersten Frau. Da hab' ich nun gar nichts von einem Douceur bekommen, nicht einmal wieder zurück das Mehl. Und doch hat's mich gefördert in allen Geschäften. Ein ehrlicher Jud, ein gutherziger Hebräer ist mehr angesehen vom Christenvolk als zehn gute Christen. Das gibt Kredit, Löbchen; so bin ich immer gewesen; die Reputation ist mir vorausgegangen aus dem Rheingau bis an den See und der alte Worblinger hätte mir sonst auch seine Rachel nicht zur Frau gegeben."

Leo lächelte zwar über seines Onkels Lebensphilosophie, aber er mußte stillschweigend zugestehen, daß am Ende seines Onkels Laufbahn eine friedlichere und reichbegründete im Vergleich zu seiner eigenen genannt werden dürfe.

Der Alte fuhr fort: „Was hast Du dagegen vorzubringen? Bist aus einem Kaufmann ein wandernder Schreiber geworden, nagend am Hungertuch, mit einem Sack voll Schulden, prahlst von Freiheit und Emanzipirung und schämst Dich doch, ein Jud zu sein und zu heißen! Löbchen, wo hast Du hingedacht? Wir sind nicht frei und frank, wenn wir die Schule nicht mehr besuchen; wir sind nicht emanzipirt, weil wir essen vom

Schwein. Glaubst Du, die Christen sehen uns deßwegen gut an? Gott soll hüten: das Gegentheil thun sie. Vor Zeiten ... und es ist noch jetzt, wo ich hinkomme auf der Handelschaft — vor Zeiten haben die Christenleute mehr Respekt vor uns gehabt, da wir haben gehabt bei ihnen unsere koscheren Schüsseln und Häfen, unser Fäßchen Koscherwein verschlossen und versiegelt. Sie haben sich gefreut auf die Zeit, wo gekommen sind die frommen und strengen Juden, und haben nicht gelacht, wenn sie uns sahen beten nach der Väter Gebrauch. Und — meiner Seel'! — hätten wir uns nicht gemacht wie die Christen, geschnitzelt wie die Christen... wären wir geblieben Juden im Glauben und in der Sitte alter Zeit, wir wären schon lang emanzipirt, ohne das Geschrei und den Lugenhandel in den Zeitungen, worin nichts Wahres steht, den Kurs ausgenommen vom Geld und Papier und vom Zucker und Kaffee. Geh' in Dich, Löbchen, werd' wieder Einer von uns. Ich weiß ein Dienstle für Dich, in Gailingen, bei einem guten Freund; er braucht ein Stück von einem Buchhalter. Ein solides Haus, ein excellentes Haus! Wenn Du willst, sollst Du's Dienstle kriegen und vielleicht, wenn Du gut thust, des guten Freundes vermögliche Tochter. He! Gelt, Du willst Löbchen? gelt, Du bist verständig? Da, nimm meine Tabaksdose und geh' damit vorwärts zum Kronenwirth in Stein am Rhein und zeig' sie ihm und sag', ich schicke Dich als meinen Neveu und er soll Dich halten mit Kost und Logis, bis ich wieder komme. Denn ich muß nach Konstanz, bin ein Mittelsmann für Einen von Diessenhofen, und Gott geb's, daß in dem Handel der Jud nicht der Ehrlichste sei, was ich beinahe fürchte.

Doch übermorgen komm' ich wieder nach Stein und hol' Dich ab, Löbchen; schlagst Du ein, Sohn meiner braven Schwester? Willst Du gut machen, was Du böse gemacht hast? Die Gelegenheit ist da. — Die Rachel wird brummen, meine Kinder werden eifern; aber ich bin einmal der Hausvater und Herr und will mir nicht verbieten lassen das gute Werk."

Leo besann sich nicht lange. Die Wahl konnte nicht lange zweifelhaft bleiben. Einerseits Armuth und ungewisse Reise, andererseits eine Unterkunft und eine Aussicht in die Zukunft, wenn auch nur eine ferne. Immerdar endlich die Freiheit, zu jeder Zeit nach Belieben umsatteln zu können! Leo schlug wirklich ein und der brave Jude setzte, in seinem Gott vergnügt, seine Wanderung nach Konstanz fort. Zum Lohn seiner guten That an dem Neffen ließ ihn der Zufall einen Wagen antreffen, dessen Fuhrmann ihn kostenfrei bis nach Kreuzlingen mitnahm, so daß er sich die Füße nicht zu Schanden laufen mußte und frühzeitiger an Ort und Stelle gelangte. — —

Merkwürdig, daß zur nämlichen Stunde, da Leo Gumperz von seinem Oheim den Leviten gelesen bekam, auch Matthias Schwertberger, der Gutedel, seinen Meister fand, und zwar in Konstanz, in der Vorstadt, in der Wohnung des Schreiners Merkel, und zwar von demselbigen Merkel, dem die jämmerlichsten Grobheiten zu sagen Matthias gekommen war. — Obwohl in der tiefsten Seele gegen den Gevatter erbittert von wegen der fatalen Zollgeschichte und aufgereizt durch hetzerischer Maul- und Wirthshausfreunde Aufmahnung, hatte Matthias dennoch seinen Zweck nicht erreichen können, den Merkel zu demüthigen. Im Gegentheil hatte der schlimme Ge-

vatter, der zufällig in bester Laune war, schnell die Oberhand genommen und den Sattler auf einen Stuhl gebannt, wo er als wie ein gezüchtigtes Kind zuhören mußte, wie ihn Merkel abkapitelte.

„Siehst Du wohl, Mätzle, Strohköpfle," sagte dieser Gevatter Merkel, „daß Du so unrecht thust, als jemals Einer auf der Welt gethan, wenn Du mir Vorwürfe machen willst, mir, Deinem besten Freund? Denn Du kannst die Welt zehnmal ausreiten, Du findest keinen Mann, der Dich lieb hat wie ich. Aber was sollte ich thun, als Du so ungeschickt gewesen warst, Dich von den Zollschergen ertappen zu lassen? Hatte ich etwa Geld, um Dich frei zu machen? Ich bin blutt wie's Kirchenmäusle und hatte gehofft, mit Deiner Hülfe bei der Affäre etwas Geld zu machen. Oder wär's gescheidt gewesen, mich ebenfalls als ein Schmugglergehülfe anzugeben? Was hätt' es Dir genutzt, wenn Fridolin nicht bezahlt hätte und Du in die Kuh spaziert wärst? Ist's nicht besser, daß ein Freund in Freiheit bleibt, wenn der andere im Schatten sitzt? Und endlich: Meinst Du nicht, daß ich im größern Recht bin, Dir den Rost herunter zu machen, da Du mich durch Dein Ungeschick nicht nur um den gehofften Verdienst, sondern, was noch mehr, in offenbaren, kaum nur erschwinglichen Schaden gebracht hast? Meinst Du, die verlorene Ladung von Waaren sei Dir geschenkt? Nicht 's Bröfele, wahrhaftig! Weißt Du nicht, daß ich für uns Beide gekauft habe von dem diessenhofener Kaufmann, der wiederum seine Sach' in Schaffhausen schuldet? Weißt Du nicht, wie hoch sich die Rechnung für uns Beide belauft? Da ist das Papier. Merk' auf, es ist der Mühe werth, zu hören. Es macht

im Ganzen dreitausendundvierundneunzig Gulden, Männle. Daran hast Du zu bezahlen eintausendfünfhundertundsiebenundvierzig Kniff'. He? was sperrst Du das Maul auf und die Augen? Hast gemeint, das sei nur Kohlenstaub gewesen, den man auf der Straße findet? Prosit die Mahlzeit; und dazu kommen noch weitere fünf Gulden für Deinen Antheil an meiner Reisezehrung, da ich kaufen ging. Ich habe zwar zehn Gulden und vierundzwanzig Kreuzer ausgelegt; doch will ich Dir die ungeraden Kreuzer schenken. Nun, singst Du auf einmal nicht mehr das Wörtle? He, bist stumm geworden?"

„Eintausendfünfhundertundsiebenundvierzig Kniff' und noch fünf Gulden weiter?" fragte Matthias ganz simpelhaft; „die soll ich bezahlen? ich, der keinen Pfennig im Vermögen hat?"

„Ja, Du, Du, beim Donner!" fuhr ihn Merkel grob an, „das mußt Du und müßte ich Dir die Haut mit Deinem eigenen Messer in Riemen vom Leibe schneiden. Wer sonst? Ich könnte Dich zum Ersatz der ganzen Summa anhalten, denn Du hast meine Sach' mit der Deinen verloren und bringst mich in Gant. Mitgefangen, mitgehangen. Zahlst Du Halbpart, so ist Dir Halbpart geradezu noch geschenkt. Oder meinst Du, der Schaffhauser und der Diessenhofener werden sich nicht um ihre Waar' bekümmern? Die Narrheit wär' Dir kaum zuzutrauen."

„J, sagtest Du nicht auf dem Fürstenbergle," hob Matthias simpelhaft wie oben an, „daß wir gekauft hätten, um *nicht* zu bezahlen?"

„Was geht das Dich an, Matz?" fragte Merkel noch gröber als vordem entgegen. „Wären wir glücklich

gewesen, nämlich Du nicht ungeschickt und dumm, so hätte ich allenfalls ein Mittelchen gefunden, um nicht oder nur einen Theil zu bezahlen. Wir hätten etwa den Empfang der Waare leugnen können. Aber jetzt? Steht nicht Alles auf dem Hauptzollamt im Protokoll? Werden sie's nicht ausschreiben zur Versteigerung? Können wir jetzt leugnen? Es war ein Jud als Mäkler dabei; er ist ein Badener und wird wohl, da sich's um Contrebande handelt, selber nicht davon reden. Aber was geht das die Schweizer an? Sie werden kommen, zu klagen — wo wir in der Schweiz betroffen werden, wenn auch nur im kreuzlinger Schäpfle, können sie uns abfassen lassen — und wenn wir auch diesem entschlüpfen, so wird uns Amt und Hofgericht verknurren und die saubere Schmuggelgeschichte kommt abermals auf's Tapet und wer weiß, ob wir nicht alle Beide hintergesetzt werden auf so und so viele Jahre?"

Der Schelm Merkel wußte recht gut, daß er da in's Blaue hineinredete, aber seinen Mann kennend, machte er sich nichts aus Uebertreibungen, die in seinen Kram paßten.

Matthias fürchtete sich seit dem Todestag seines Vaters und seit seiner Bestrafung von Seiten des Zollwesens ungemein vor Polizei und Amt und Allem, was daran hängt. Verzweifelnd rief er aus: „Was soll ich denn thun, Gevatter?"

„Das will ich Dir sagen," sprach nun Merkel milde wie ein Professor; „Du mußt gescheidt sein und Dich anstellen als wie ein gekränktes Lamm, denn mit Unflat und Grobheit kommst Du da nicht zum Ziele, bei Deinem Bruder nämlich, das heißt so viel, als: Fridolin muß,

ob er gern will oder nicht, Deine Schuld an mich zahlen. Das fängst Du aber folgendermaßen an: Du begibst Dich zu Deinem hochnasigen Herrn Bruder, stellst ihm vor, Du könntest jetzt nicht mehr hier existiren und müsstest Dir auswärts einen Gesellendienst oder anderweitigen Erwerb suchen, verstehst Du? Es müsse ihm selber lieb sein, wenn Du gehst, aber ohne Geld könntest Du das nicht ausführen. Hierauf mache ihm nur 's Herzlein weich mit dem Gedächtniß an euren seligen Vater, der Dich so lieb gehabt, wenn auch unverdient; rücke ihm vor, Deinem Bruder, daß Du bei der Erbschaft leer ausgegangen; das sei zwar recht gewesen, allein von seiner Großmuth erwartetest Du eine erkleckliche Unterstützung, eine ansehnliche Zahlung ein- für allemal, um außer Landes etwas von Gewerbe anzufangen. Hörst Du? ein- für allemal; das wird ihm die Sach' anschaulicher machen und Du kannst später im Nothfall doch wieder bei ihm anklopfen. Hast Du ihn, wie ich nicht zweifle, wenn Du recht reuig und schmeichelhaft thust, mürbe gemacht, so fordere keck ein paar tausend Gulden, gleich baar auf die Hand."

„Ein paar tausend Gulden?" schrie Matthias erschreckt auf.

„Närrle, warum so verschrocken? Sind ein paar tausend Gulden die Welt? Und hat sie Dein nobler Herr Bruder nicht etwa in seinem Kasten? Frisch darauf los! Nicht einen Kreuzer weniger, hörst Du? Du mußt in's Dicke hinein schneiden, denn wahrlich, uns brennt's mehr auf den Nägeln, als Du es in Deinem Leichtsinn selber weißt. Gib Acht, er thut's auch, um Dich vom Halse zu kriegen und Dich in die Welt hinaus zu steuern.

Und hast Du dann das Geldle, so zahle mir als ein redlicher Mann die Hälfte an unserem Verlust und Dir bleibt genug, Dich weiter umzusehen. Mein Rath soll Dir nicht fehlen. Wie ich armer, durch Deine Schuld ruinirter dummer Schwabe meinen Antheil abbezahlen werde, weiß ich noch nicht, doch denke ich in der Lotterie einmal zu gewinnen. Die Zuckerbäckerin auf der Marktstätte hat mir einen Traum ausgelegt und nach demselben hab' ich in die bayerische Lotterie gesetzt; eine Quaterne kann mir schier gar nicht ausbleiben. Dem sei aber wie ihm wolle, wenn nur Du als ein honetter Kerl Deine Schuldigkeit abgetragen hast, bin ich zufrieden. Dein guter Leumund geht mir über den eigenen. Hast Du mich jetzt recht vom Verstand aus begriffen und willst Du thun, wie ich Dir gesagt habe? — Matthias, antworte doch."

Matthias antwortete auch mit einem Seufzer: „Meinetwegen, wenn Du so meinst. Ich thu's ungern, aber Du hast mich dergestalt in Angst versetzt, daß ich jetzt überall Gespenster sehe. Wann soll ich denn das Stücklein probiren? Schieben wir's noch ein paar Tage auf?"

„Nicht eine Stunde, möcht' ich rathen," versetzte Merkel dringend. „Alle Tage erwarte ich eine Attake von den Schweizern."

Kaum hatte Merkel den Mund geschlossen, so klopfte Jemand hart an die Thüre. — Matthias fuhr zusammen.

„Holla! da gibt's schon etwas," flüsterte Merkel. Dann rief er laut: „Herein!" und es trat herein ein Polizeidiener.

„Der Meister Merkel soll alsogleich auf's Amt kommen," sagte der Bote der öffentlichen Gewalt; „es

pressirt höllisch und der Meister wird vom Assessor dringendst erwartet."

„Werde gleich erscheinen," entgegnete Merkel etwas verdutzt; „was gibt's denn Neues, Herr Amtsdiener?"

„Kann nicht dienen. Je geschwinder der Meister kommt, je eher wird er's erfahren," versetzte der Polizeimann lakonisch und ging seiner Wege.

Matthias und Merkel sahen einander lange an.

„Ha!" sagte endlich Merkel, „was mag das sein, Gevatter? Ist mir's doch, als wären wir schon verklagt und auf dem Wege zur Kuh."

„Das wär' der Teufel!" fuhr Matthias voll Schrecken auf.

„Um desto gerathener ist, daß Du eiligst Deinen Streich bei Deinem Bruder ausführst," ermahnte Merkel mit aller Gewalt. „Geh', geh', das Eisen ist warm, geh', es zu schmieden. Weißt Du was? Wenn ich vom Amt komme, das heißt, wenn sie mich nicht gleich dort behalten, will ich Dich beim Pulverthurm erwarten, weißt Du? an der Stadtmauer, nächst dem Röhrlebad. Da wollen wir Beide uns wiedersagen, was wir erfahren und was wir ausgerichtet."

So wurde es auch von beiden Seiten beliebt und die Gevattersleute trennten sich.

Allein gelassen, wollte Matthias beinahe wieder muthlos werden. Was noch von seinem ehrlichen Gemüth übrig geblieben, wiegelte sich auf gegen den Schritt, wozu Merkel dem armen Teufel gerathen hatte; aber schon allzu sehr lag Matthias in den Stricken des Verderbens. Der Aufschwung der Rechtschaffenheit blieb eben nur ein Ikarussprung. Die Furcht vor Merkel,

dem Zuchtmeister, vor Prozeß und Gefängniß behielt die Oberhand. Und dann die Vorstellung, vielleicht tausend Gulden im Sack zu behalten, wenn die Heuchelei glücken sollte! Hätte Matthias dem Reiz, einmal wieder Geld, viel Geld zu besitzen, widerstehen können? Die angelernte Schelmerei schlug durch; auf einmal lachte ihm wieder die Rolle eines Heuchlers und Schmeichlers, obschon er dieselbe selten gespielt hatte. Er verzweifelte gar nicht an seiner Geschicklichkeit, sie durchzuführen, und legte sie mit wachsender Zuversicht in seinem Kopf zurecht, um die Steigerung zu beobachten, von welcher er Alles hoffte, — wenn ihm nur ein bischen gelungen, Fridolin's Weich- und Wehmuth zu erregen.

Wenn nun Einer an tausend Gulden denkt, die er zu gewinnen hofft, die er schon in der Hand hat, so geht er sozusagen etwas blindlings seinen Weg und achtet nicht viel der Leute, die ihm etwa begegnen. Dergestalt trabte auch Matthias, beim Spitalgäßlein scharf um's Eck biegend, gerade zwischen zwei Männer hinein, die ruhig plaudernd standen und sich der Annäherung des ihnen nicht sehr gewogenen Matthias schwerlich versehen hatten. Der Anstoß war kurz und kräftig. Der Glaser Rennerle, dem der Sattler hart über den Fuß marschirte, hüpfte mit einem Schrei auf und zurück; der Schuhmacher Strobel dagegen, dem Matthias ein wenig näher als nöthig auf den Brustkasten kam, säumte nicht, seine gefürchtete Hand, eine Dreimännerhand, auszustrecken und damit dem Durchstürmer einen Klaps in den Rücken zu geben, daß seines Marsches Geschwindigkeit verzehnfacht wurde. Der Sattler, weil zufällig nüchtern, hielt sich zwar auf den Beinen, aber er machte eine gefähr-

liche Drohgeberde, den Schuhmacher herauszufordern, ehe er in dem Gäßchen verschwand.

„Drohe auch noch, Du Tagdieb!“ rief ihm Strobel zürnend nach; „wie lang noch und mit Deinen Grobheiten und Prahlereien hat's ein Ende? Rennerle, Ihr könnt mir glauben, lange macht's der Bursche nicht mehr in Konstanz; ich weiß, daß Fridolin selber — vor einer Stunde hab' ich's aus seinem eigenen Munde gehört — viel darum gäbe und selbst ein schweres Opfer brächte, wenn er den ungerathenen Bruder in der weiten Welt wüßte und Ruhe vor ihm hätte. Wenn der Schlingel von seines Bruders Gesinnungen etwas gehört hätte, potz Blitz! welche Pfeifen würde er aus dem willigen Rohr schneiden! Das wär' ein Anlaß für den Matthias, seinen Bruder wie eine Citrone auszupressen!“

„Ich thät's nicht in dem Betreff,“ sagte Rennerle; „das heißt, ich ließe mich von dem Hintergrundsmenschen nicht auspressen. Es dauert ebenfalls allzumal keine Ewigkeit und die Gendarmerie faßt ihn ab und ‚marsch mit dir in's Zuchthaus!‘ wird's heißen; das ist probat, denn die Menschheit ist satt und sehr gespannt; es ist, als ob Doktor und Apotheker hinter die Stadt gekommen wären mit all' ihrem Handwerkszeug und hätten sie ausgeputzt oder machten daran herum, sie in neuen Glanz zu versetzen im Reinigungsfuß. Ist nicht der Gumperz durchgekniffen, das Schreibfußmenschle? und der Polack ist ebenfalls, wie man hört in dem Betreff, davongelaufen in's Blaue; und habt Ihr mir nicht gesagt, Strobel, daß auch der Ruff' ... wie heißt er nur ...?“

„Daß der Pavianowitsch sich davon gemacht hat?“

fiel Strobel ein; „ganz recht. Er hat eine gute Nase gehabt, ist gestern in der Nacht noch auf der Madame Maulbeer Gut gelaufen und muß sich mit seiner armen Frau vertragen haben, denn heut in aller Frühe sind sie sammt Kind und Kegel abgereist und das schwere Gepäck läßt Fridolin gerade einballiren, um's ihm nachzuschicken. Die Jungfer Mex hat mir vertraut, daß die Klara ganz aus 'm Häusel sei und keinen Tag länger in Konstanz bleiben wolle; auch wohnt sie jetzt bei Seifensieders Nanette; — aber das wird sich geben. Denn Klärel ist veränderlicher Natur und am End' vergißt man auch in der Stadt all' die Possen und Geschichten."

„Ganz gut," meinte Rennerle mit bedenklichem Gesicht und schnupfte dabei eine Prise; „wenn nur nicht immer neue Hintergrundsaffären in dem Schwertbergerhause vorfielen; aber da schwätzt man wieder in allen Ecken von der neuen Praktik, von der Begebenheit mit der Schwarzwälderin, die der Fridolin aus dem Haus gejagt hat, weil er ihrer überdrüssig geworden, und der Schwab von einem Gesellen in dem Betreff Ehre genug im Leib gehabt hat, das Weibsbild nicht zu nehmen, das ihm der Meister hat anhängen wollen!"

„Ei, ei, glaubt denn Ihr selber jetzt dergleichen Lug und Firlefanz?" fragte Strobel bekümmert. „Was soll man von des Fridele Feinden sagen, wenn seine besten Freunde anfangen, sich gegen ihn zu kehren? Das hätt' ich nicht von Euch gedacht, Rennerle."

„Ja, was wollt Ihr?" versetzte der Genannte, indem sie auf gut Glück weiter spazierten; „ich glaube bald von meinen besten Kameraden nicht mehr, was

schwarz am Nagel ist, nämlich was ihre Ehrlichkeit angeht. Die Welt ist gar verdorben in dem Betreff und es sind schon aktenfußmäßig Leute für Heilige gehalten worden, die eine alte, schlechte Kreatur in sich hatten, was später herausgekommen ist, wie aus den Schriften erhellt. Und ganz umsonst ist ebenfalls auch nicht, was in Einem fort auf Einen ausgesagt wird. Die Raben fliegen nur, wo ein Aas aufgetischt liegt, das ist einmal probat. Glaubt Ihr, daß es mit dem Obervogt und seiner Obervogtin so ganz gelind und nichtssagend ausgesehen hat? Sagt man nicht auch überall, wo Menschheit ist, von den Verlusten an baarem Geld und Mühe und Kosten und was da herumhängt, die den Fridolin angewandelt haben? Und die Menschheit hat Recht und mein Luwissele hat mir einen großen Floh in's Ohr gesetzt. Warum? Selbiges Luwissele ist grundgescheidt, eine Unterländerin, ich sag' nichts weiter. Warum ferner? Weil da vielleicht ein Bankrut im Hintergrund steckt. Warum drittens? Weil ich mein Haus an den Schwertberger verkauft habe und der erste Termin ist daran bezahlt, der zweite aber schon nicht und es sind bereits vier Wochen darüber hinaus. Das steckt Alles im Hausbuch; man sollte mir darüber einen Eid auftischen, ich würd' ihn abschwören, daß der Fridolin zu mir gekommen ist und hat mir bekannt, daß er jetzt ohne Geld sei und ich möchte Geduld haben. Nun — es kann Einem passiren; wir sind Alle miteinander Menschen und das Geld ist ein Spitzbube, der nicht Stich hält in dem Betreff, und hätte ich auch mir keinen Gedanken darüber ebenfalls nicht gemacht; ... aber das Luwissele ist pfiffig und hat mehr hören müssen, als ich

in meinem Leben gedacht habe, und so bin ich in Aengsten für mein Geld, lieber Strobel. Apropos! wißt Ihr auch, daß mir noch alle Glieder weh thun von dem Türkentanz, den Ihr mir neulich aufgegeigt habt?"

„Laßt Euch das nicht irren," lachte Strobel, „und faßt Muth. Ihr seid ja wahrhaftig unbeständiger und zerbrechlicher als Euer Glas, lieber Meister. Da wir jetzt an der obern Mauer angekommen sind, so geht nur noch weiter mit mir und ich will Euch erzählen, wie es eigentlich mit der Schwarzwälderin zusammenhängt und wie mit dem augenblicklichen Geldmangel des Fridolin. Ich weiß all' das aus ziemlich genauer Quelle und kann Euch darüber berichten wie ein Präzeptor."

Rennerle schüttelte etwas ungläubig den Kopf, aber dennoch ging er mit und ließ sich erzählen, was Strobel wußte.

Mit allem guten Willen jedoch, den der ehrliche Bürger aufbot, um das Gute eher zu glauben als das Schlechte, konnte er nicht damit in's Reine kommen, denn er war bald in Angst versetzt, zitterte, wenn schon im Besitz der ersten Hypothek, für das Geld, das ihm Schwertberger schuldete, und gab sich nicht zufrieden, weil sein Luischen nicht zufrieden war und von dem Ruin seines durch Arbeitsamkeit und strenge Häuslichkeit zusammengesparten Wohlstandes träumte, wo sie ging und stand.

Strobel wurde nach und nach heftiger in der Vertheidigung seines Freundes und Rennerle begegnete ihm immer wieder mit neuen Einwürfen und Bedenklichkeiten. So waren sie disputirend über die obere Mauer,

an der Rheinbrücke vorbei, bis in die Nähe des Pulverthurms gekommen und eine ernstliche Erbitterung war im Begriff, zwischen ihnen auszubrechen, als Strobel, plötzlich besonnen, inne hielt und sprach: „Nun mag's gut sein und übergenug. Freund Rennerle, Ihr seid eben ein Phantast und ein rechter Spieß, nehmt mir's nicht übel. Darum aber keine Feindschaft nicht! Die Zeit wird lehren, welcher von uns Beiden Recht hat, und Euer gutes Gemüth wird Euch indessen anweisen, den Fridolin als einen bis daher bewährten Freund nicht unnöthig zu quälen und zu betrüben. Er ist übel genug daran und ist doch an Allem nicht schuld."

„Wenn ich Euch aber doch in dem Betreff sage —" versuchte Rennerle einzufallen; aber Strobel schnitt ihm den Faden ab mit den Worten:

„Nichts da; ich bin heiter gesinnt und will nicht böse gemacht sein; ich hab' Euch lieb und möchte Euch daher kein unfreundlich Wort sagen. Besser ist's für heute, wir trennen uns. Ohnehin seh' ich dort wieder den Kerl heranschlendern, der uns Beiden nicht gefällt. Warum muß das böse Kreuz uns den Burschen heut überall in den Weg stellen?"

„Aha, Ihr meint den Matthias?" fragte Rennerle leise, und verstohlen auf den Mauergang zeigend, über welchen Matthias daher kam.

Der Sattler trat dießmal in einer besondern Stimmung auf, die ihn selten anwandeln mochte. Gewöhnlich rannte er finster blickend, scheu nach der Seite schielend, über die Gasse, den Hut trotzig in die Stirne gedrückt; oder er erschien mit seinen Genossen überlaut und grob plaudernd, befangen von bacchischen Dünsten.

Aber dießmal war er ein ganz anderer Mann. Auf seinem Antlitz lag unverstellte Heiterkeit, sein Gang war tanzend, mit den Fingern schlug er lustige Schnippchen; der Hut saß ihm wie dem Doktor Mors, wenn demselben der Tod hatte aus dem Weg gehen müssen. Wenn es wahr ist, was die Wirthin des Röhrlebads behauptet, die dazumal den Matthias gesehen, so hat derselbe sogar ein Liedchen geträllert, da er über den Mauergang zum sogenannten Pulverthurm marschirte! — Seine Glorie und Zufriedenheit war so auffallend an den Tag gelegt, daß sie dem Schuster nicht entging.

„Seht Ihr," sagte Strobel zum Glasermeister, „welch' eine Fratze der Mensch in die Welt schneidet? Er lacht ja auf allen Zähnen und es ist, als wollten ihm vor Behaglichkeit alle Nähte springen. He, was hat das zu bedeuten, Rennerle?"

Der Glaser legte den Finger forschend an die Nase, betrachtete den Matthias überzwerch, aber von oben bis unten und versetzte: „Das hat seine Mucken in meiner Meinung und Absicht. Der Matthias will mir just so aussehen, als wäre ihm eine unehrliche Praktik nach Wunsch eingeschlagen und als hätte er Trumpf ausgespielt, ohne die Vorhand zu haben und seinen Spieler zum Schneider gemacht im Ungerechtigkeitsfuß. Das geht aus dem Verstand der Sache hervor, Meister Strobel."

„Gerade so will mir's auch vorkommen, Meister Rennerle, und weil wir doch nicht mit dem Gutedel in's Gespräch treten, auch wohl ihm nicht unter der Nase vorbeigehen wollen, schlage ich vor, daß wir umkehren und durch die Rheingasse nach Hause gehen."

„Ebenfalls nicht uneinverstanden in dem Betreff. Zwar begegnet uns dort, wie ich merke, der Schreiner Merkel, der auch ein Hintergrundsmensch ist, aber wir haben Beide nichts mit ihm zu thun; das ist probat.“

„Nicht das Geringste, Meister Glaser. Wollte der Himmel, die beiden Schelme hätten auch miteinander nichts zu thun! Aber umsonst treffen sie nicht an diesem abgelegenen Platz zusammen, und wo das geschieht, ist gewiß eine Dummheit oder ein Unglück vor der Thür. Laßt uns eilig an dem Merkel vorüber!“

„Ja, ja, gar gern!“ — Gesagt, gethan.

Der Schreinermeister merkte schier gar nicht auf die an ihm Vorübereilenden, denn er war, wie sein Gesicht unzweideutig verkündigte, fuchsteufelswild. Ohne von der Heiterkeit des ihm entgegen kommenden Matthias Kenntniß zu nehmen, fuhr er denselben gröblich an mit den Worten: „Du hast's gut, Gevatter. Da herumzustehen unter Gottes Sonnenhimmel, die Hände faul in den Taschen und das Maul offen, als sollten die gebratenen Tauben auf's Kommando hineinfliegen, — das ist keine Kunst. Aber, wenn man sich mit dem Amt herumbalgen muß, nachdem man sich halbzutodt im Vorzimmer gewartet hat, — dazu gehört mehr als eine Eselsgeduld. Ach, wenn doch einmal der Tag käme, von dem der Doktor Gumperz und dessen Kameraden so vielmal geredet haben! Wenn doch einmal das Gewitter in alle Aemter und Gerichtshäuser schlüge! Die Tyrannei wird immer ärger, beim Eid! Stell' Dir vor, Matz, wie sie's mir geköchelt haben vor Amt. Da hat's vor ein paar Tagen Schlägerei in der Schweiz drüben gegeben, ein paar Handwerksburschen haben sich gerauft

und endlich ihre Messer gebraucht. Einer von ihnen, Einer von Bern, ist unglücklich gestochen worden, nämlich in den Hals, wo die große Ader sitzt — weiß Gott, wie die Doktoren die Ader heißen. Mit einem Wort, sobald das Aederle offen ist, so geht das Blut daraus hervor, als wie ein Brunnenrohr das Wasser von sich gibt und der Mensch geht dabei hin. So ist's auch dem Berner ergangen. Der ihn gestochen, hat sich im Lärm und Spektakel davon gemacht. Das hätt' ich auch gethan und gerade so wie er, der gar nichts mehr von sich hören läßt. Leider aber haben ihn die Leute drüben gekannt und leider ist der Mensch ein Züricher, mit Namen Salomon Irrwald, ein Schreinergesell und obendrein Einer, den ich verschrieben hatte, um in meiner Werkstatt zu arbeiten. Und leider hat er, daß er zu mir auf der Reise, in selbigem Wirthshaus in der Schweiz vorher erzählt gehabt, ist — auf meine Seligkeit beschwör' ich's — mit keinem Trittle oder Schrittle bei mir gewesen, so zwar, daß ich selber nicht verstehen konnte, warum er doch so lang ausblieb, — und jetzt — was meinst Du, Gevatter? jetzt verlangt das Amt den Gesellen von mir. Kannst Du solchen Blödsinn begreifen, Matthias? Von mir verlangen sie den Irrwald, weil ein thurgauer Landjäger einen Steckbrief und Auslieferungsschreiben anhergebracht hat und weil die Schweizer behaupten, der Irrwald müsse noch in Konstanz stecken. Und bei mir wollen sie ihn abfangen, die Schlauköpfe! Und gewiß haben sie schon in meiner Abwesenheit mein Haus zu oberst und unterst gekehrt nach dem armen Teufel und hab' ich ihn doch mit keinem Aug' gesehen, viel weniger versteckt und verhehlt. Was

könnte mir denn ein versteckter Gesell helfen? Und gerade diesen hätte ich so gern vor aller Welt gezeigt! Doch davon ein andermal. Hole der Schwarze alle Tyrannen, die einem ehrlichen Mann so viel Verdruß und Last und Lauferei um nichts und wieder nichts verursachen! Fast wäre ich vor lauter Ingrimm gar nicht daher gekommen. Weil ich nun aber da bin, so laß hören, ob Du was ausgerichtet? Gelt, es ist nichts? Der Teufel ist ein Schelm, wo man ihn braucht, läßt er den braven Kerl sitzen. Nicht wahr, Matz? Alles hat nicht geholfen und Dein lachendes Maul lügt mir nur etwas vor?"

Da versetzte Matthias mit einem Hochgefühl, dessen er sich nur selten dem Merkel gegenüber erfreuen durfte: „Umgekehrt ist auch gefahren, Gevatter. Gerade im konträren Gegentheil sagt mein lachender Mund die Wahrheit und statt nichts ist etwas aus der Sache geworden."

„Wahrhaftig, Matthias?"

„Auf meine Seligkeit betheure ich's," erwiederte Matthias mit den eigenen Worten des Meisters. „Sapperment! ich hätt' es selber nicht geglaubt, obschon ich mit vieler Ruhe und Hoffnung in die Bataille ging. Aber ich traf den Fridel schon halb gekocht an; weich war er just wie Butter und dergestalt überdrüssig aller Welt und was zur Welt gehört, daß ich mir jetzt nur den Vorwurf mache, nicht noch mehr verlangt zu haben!"

„Oho, oho!"

„Wie ich Dir sage, Gevatter. Einestheils — zu meiner Schande muß ich's bekennen — einestheils that mir der Fridel leid, wie ich ihn so betrübt herumsitzen

sah; er hat doch, will ich glauben, einen schweren Stand, denn er kümmert sich noch um das, was die Leute von ihm und dem Klärel reden ... worüber Andere schon himmelweit hinaus sind, nicht wahr, Merkel? Aber anderntheils hieß es halt bei mir: ‚Friß Vogel oder stirb!' und noch so Allerlei von Zollgardisten und Zuchthaus und Geldstrafen und was es denn noch von dergleichen Lumpereien gibt. Darum machte ich mich steif von Innen und aalgeschmeidig von Außen, hing ein Leichenansagersgesicht vor und sagte zum Fridel, als käme ich zerknirscht von der Kommunion: ‚Lieber Bruder, ich hab' viel Unrecht gegen Dich begangen und bitte Dich von Herzen um Vergebung und so weiter.' Es wäre zu lang, das wieder zu erzählen, auch hab' ich's größtentheils wieder vergessen. Kurz — ehe ich mich's versehe, fangt der große Tralli an zu heulen und schwatzt von Gottes Fürsicht und wie ein Unglück mit einem Glück stets aufgewogen werde, und heißt mich den verlorenen Sohn, der wiederum brav geworden. Hat mich umarmt und auf meiner Schulter geweint — fühl' her, Merkel, der Fleck muß noch naß sein — und bei einem Haar hätte ich mitgeweint ... Der Fridel sprach so beweglich von unserem seligen Vater ...!" — Matthias zog hier schnell sein blau- und rothgestreiftes Sacktuch hervor und schneuzte sich so thränenlustig, daß dem Merkel angst und bang wurde.

„Nun, nun, Du wirst doch nicht jetzt ...?" sagte er grob und spöttisch zum Sattler.

Dieser, die Aufwallung bemeisternd, antwortete: „Pah, pah ... 's hat keine Gefahr ... aber ... sieh' nur, unser Alter war so ein kreuzbraver Mann, die ganze

Stadt zog vor ihm den Hut ab ... und ich bin ein gemeiner, schlechter Bengel, dem kein Hund aus dem Weg geht ... das ist mir denn wieder einmal eingefallen ... Aber Du hast Recht, es soll nicht aufkommen und wird's auch nicht! 's nutzt doch zu nichts mehr in dieser Welt, und wie Du sagst, ein jedweds Rößle hat sein Schrittle. — Also will ich weiter erzählen. ‚Lieber Bruder,' sag' ich, ‚es thut mir Alles von Herzen leid, aber ich kann dennoch nicht mehr in Konstanz bleiben und nicht bei Dir; ich muß mich zu viel schämen vor der Stadt und meinen Geschwistrigen ...!' — ‚Wohin willst Du gehen?' sagte er. — ‚Ha, ich denk' wohl, nach Amerika,' sag' ich. — ‚Hast Du Dir's auch recht überlegt?' sagt' er. — ‚Krumm und überzwerch,' sag' ich, ‚von allen Seiten. Nur fehlt mir Geld, und so hab' ich gedacht, weil Du ein braver Bruder bist und hast den seligen Vater so lieb, so wirst Du mich nicht nackend hinauslaufen lassen.' — ‚Ha,' sagt er, ‚denkst Du aber auch an Deine Familie?' — Jetzt hab' ich sehr trostlos mich angestellt und vor Gott und nach Gott betheuert, ich thät's nur wegen der Frau und den Kindern und wollte sie nachkommen lassen, sobald ich einen festen Fuß dort drüben gefaßt haben würde. Das gefiel dem Fridel und er sprach: ‚Ja, die Familie muß erst nachkommen, damit sie nicht unglücklich werde, wenn Dir etwas zustoßen sollte, bevor Du ein Gewerbe eingerichtet.' — Das war also schon eine Einwilligung. Er hatte nichts gegen Amerika; das klang gut. Aber noch besser klang die weitere Frage: ‚Wie viel Geld brauchst Du wohl?' — Da nahm ich mir ein Herz und sagte keck heraus: ‚So ein zwei- bis dreitausend Gulden, Fri-

dele, und will Dir gewiß hinterher nicht mehr zur Last fallen; im Gegentheil, Dir's wieder bezahlen, wenn ich zu Kräften komme.' — Da hat er die Augenbrauen zusammengezogen und gesagt: ‚Das ist viel Geld!' — ist im Zimmer umhergegangen, als rechne er etwas im Kopf aus, aber nicht gar lang, und er blieb vor mir stehen und sprach wiederum: ‚Wenn's zu Deinem Besten ist, will ich's eingehen, Matthias. Wir thun in einem Geschäft miteinander nicht gut; Du thust hier schwerlich überhaupt mehr gut. Deine Entfernung ist nothwendig; ich will dazu helfen; aber merke, daß ich dann für Dich nichts mehr thun kann. So will ich Dir also dreitausend Gulden geben, so sauer mir's auch ankommt, sie zu entbehren. Allein für's Erste gebe ich Dir nur tausend auf die Reise, tausend sollst Du nach einem Jahr in New-York oder an einem beliebigen Handelsplatz von Nordamerika mittelst Wechsel erheben können; das dritte Tausend gebe ich Deiner Frau mit, wenn Du sie mit Deinen Kindern nachkommen lässest.' — Diese Eintheilung, Gevatter, kam mir ganz ungelegen, wie Du denken kannst."

„Das glaub' ich, Matthias," brummte unwirsch der schlimme Merkel. „O, das Männle ist ein Vokativus ohnegleichen. Siehst Du nicht ein, daß er auf Deinen frühzeitigen Tod spekulirt? Darum läßt er so geizig die paar tausend elende Gulden aus den raubsüchtigen Fingern fallen . . . er denkt, die letzten Tausend wenigstens zu ersparen, indem er wohl sich selber sagt, der Heuchler, Du werdest nicht so dumm sein und in die weite Welt die schwere Bagage von einem bösen Weib und lästigen Kindern nachschleppen, sondern sie lassen, wo sie

sind und anderweitige Hochzeit machen, wenn's Dich freut! Aber ich wette, Du ließest Dich von ihm betölpeln und nähmest mit armen tausend Gulden vorlieb, die er Dir wahrscheinlich erst auszahlen will, wenn Du das Schiff zur Reise betrittst. Hab' ich Recht oder...? Gestehe gleich, Du mattes, feiges Früchtle ohne Courage und Selbstgefühl!"

„Wenn ich Dir nun aber neunundneunzigmal erwiedere, daß Du Dich sehr betrügst, Merkel? Gevatter, Du hast doch nicht alle Weisheit in Dich aufgenommen, sondern für andere arme Leute noch ein paar Löffel voll übrig gelassen. Laß mich ausreden und plaudere mir nicht immer in meinen Kram. Die Eintheilung gefiel mir also ganz wenig und ich besann mich ein Weilchen, wie ich die Sache zu drehen hätte. Bald fiel mir ein, daß man mit dem Fridolin am Ende, die Wahrheit sagend, am besten auskommt, und ich gestand ihm, daß ich meine Hälfte an den bewußten Waaren zu zahlen hätte und daß diese Zahlung keinen Aufschub zulasse, wenn ich nicht Prozeß und Klage und alle Teufelei noch einmal riskiren wolle. ‚Du wirst nicht,' sagte ich recht beweglich, denn es war mir dabei Ernst, ‚Du wirst nicht haben wollen, daß unseres Vaters ehrlicher Name dergestalt von Gericht zu Gericht herumgeschleppt werde.' — Das half. Mit gerungenen Händen ging er an's Fenster, schaute ein wenig in's Blaue, trat dann vor mich hin und sprach als wie ein strenger Beichtvater: ‚Da siehst Du nun, was schlechte Gesellschaft und Schlemmerei aus einem Menschen machen kann...' — Er stichelte auf Dich, Gevatter."

Merkel verzog das Gesicht gar übel und antwortete:

„Pah, weiter! Ein Mensch wie Dein Bruder kann mir nicht 's Bröfele von meiner Ehr' abschneiden. Weiter!"

„‚Ich sollte eigentlich,' fuhr mein Bruder fort, ‚erst den Merkel dazwischen nehmen, ob Du auch die Wahrheit gesagt . . . aber ich bin seit ein paar Tagen in einer solchen Jast, daß ich fürchte, ich möchte mich zu etwas Bösem hinreißen lassen. Aber weißt Du, Matthias, der Stadtrath könnte mit dem Merkel abrechnen.' — Dagegen habe ich nun protestirt. Mit dem Muselmann will ich nichts zu thun haben; der Mann ist zäh wie Leim und hat mir schon so viele Verweise aufgetischt, als Tage im Jahr sind. Das sagte ich dem Fridel. ‚Nun,' versetzte er darauf, ‚kannst Du mir bei unseres Vaters Gedächtniß und bei Deiner eigenen Ehrlichkeit schwören, daß Du mir die Wahrheit angegeben?' — Ich war gleich parat. Ich konnt' es auch, denn ich hatte ihm ja die reine Wahrheit gesagt. Nicht wahr, Gevatter? Die Sache verhält sich so, wie Du mir sagtest."

„Hast Du mich je auf einer Lüge ertappt?" fuhr Merkel wieder grob heraus. „Freilich ist's auf's Tüpfele, wie ich Dir gesagt. Sieh' selber nach in den Schreibereien und Fakturen von dem Diessenhofener. Steck' selbst die Nase hinein, Matz, und Du wirst Dich überzeugen . . ."

„Ei was!" rief Matthias, „das kümmert mich nicht ein Haar; ich will gar nichts Geschriebenes mehr lesen, das Rechnen hängt mir an allen Ohren herum. Ich glaube Dir schon. — Und also glaubte auch der Bruder mir und sagte: ‚So laß uns die Geschichte en famille ausmachen. Es braucht nicht ein Fremder da hinein

zu gucken. Betrügst Du mich, so mag Dir's Gott vergeben; handle ich leichtsinnig, so will ich's büßen, aber ich halte es für Pflicht, mit einem Bruder nicht lang zu feilschen und zu mäkeln. Ich will Dir gleich zweitausend Gulden geben. Schreib' mir einen Schein und daß Du bedenkst, an mich fürder gar nichts mehr, — gar nichts mehr, hörst Du? — zu fordern zu haben.' — Während ich den Schein schrieb, ging er an seinen Schreibtisch und legte mir zwei Obligationen vor. ‚Baar Geld hab' ich jetzt nicht,' sagte er. ‚Allein diese Obligationen sind leicht zu verkaufen; sie gelten wirklich, was darauf geschrieben steht. Eigentlich gehören sie zu Deiner Schwester Klara Vermögen und ich nehme sie sozusagen von derselben zu leihen. Mögen sie Dir Glück bringen. Zahle Deine Schulden, reise so schnell als möglich fort und schreibe mir, sobald Du angekommen bist, und dann wieder, wann ich Dir Deine Familie nachschicken soll. Die letzten tausend Gulden gebe ich Deiner Frau mit, die mir dann dafür bescheinigen wird.' — Nun kamen noch viele Lebensregeln, mit denen ich Dich verschone, Gevatter. Wir nahmen recht zärtlichen Abschied von einander. Fridele versprach, meinen Kindern so viel Gutes zu thun, als ihm möglich sein würde . . . ! — Glaub' mir, Gevatter, der Fridel ist im Grund doch ein guter Kerl, meiner Seel'! ein guter Kerl!"

„Und Du bist ein Kapitalnarr, daß Du nicht, indem Du von den Schulden sprachst, das Doppelte angegeben hast," räsonnirte Merkel; „der Geizhals hätte auch noch ferner Geld geschwitzt . . . warum? ihn schlug das Gewissen; merktest Du das nicht? Er hatte Dich

beim Tod eures Vaters grausam beschummelt; verstehst Du mich, Du Klotzkopf? Gewiß hat er des Alten Testament verfälscht gehabt und um mehrere Tausend Dich betrogen, Du armer Schelm. Ich möchte haben, was er an Dir profitirt hat, Du Narr. Laß indessen die Obligationen sehen!"

Matthias zog dieselben aus der Tasche; Merkel prüfte sie und steckte sie dann beide ein. „Sie sind gut," sagte er, „ich werde sie bei Herrn Alexander verhandeln und nach Abzug Deiner Schuld den Rest Dir herausgeben. Nun? Du machst kurioſe Augen? Traust Du mir etwa nicht?"

„Ei, freilich hätt' ich Vertrauen zu Dir," versetzte Matthias in großer Verlegenheit, denn sein Vertrauen war eigentlich gar nicht groß; „aber ... Du mußt es nicht übel nehmen, Gevatter ... wir haben im Grund noch eine kleine Rechnung abzumachen; Fridolin hat mich daran erinnert. ‚Wenn Du' — hat er gesagt — ‚mit dem Merkel eingekauft hast, so ist auch nicht mehr als billig, daß Merkel an der Zollstrafe die Hälfte trage. Laß Dir sie von ihm geben und behalte sie als ein weiteres Andenken von mir.' — Nun siehst Du wohl, Gevatter, daß Du mir um so viel mehr herauszugeben hast und also wollt' ich Dich gebeten haben ..."

„Du bist ein Schafsköpfle!" polterte Merkel; „Du kämst mir gerade recht. Hab' ich nicht zu Deinem Vortheil gekauft und meine Schuldigkeit gethan? Wer aber hat für uns Beide die Sache verdorben? Ich habe, wie gesagt, meine Schuldigkeit gethan, Du aber nicht, und somit hast Du den Verlust beim Zollwesen allein zu tragen oder ... sieh', wenn Du mich falsch machst,

so gebe ich keinen Heller zu des Dieſſenhofeners Rechnung!"

Als Matthias mit Ungeſtüm ihm in die Rede fallen wollte, that Merkel noch viel ungeſtümer und rief: „Wollen wir gute Freunde bleiben, so halte das Maul oder es geht wahrhaftig nicht gut! Iſt der Stockfiſch ſchon hundertmal von dem Fridolin betrogen worden um Geld, um Ehre, um Freiheit und Menſchenwürde, und glaubt immer wieder auf's Neue, was ihm der ſchlechte Patron gegen ſeine Freunde aufſchwätzt und einflüſtert! Der Fridolin muß — ich glaub's faſt — einen böſen Geiſt im Dienſt haben, der ihm immer wieder aufhilft. Der Kerl iſt lebig wie eine Katze, es bringt ihn nichts um. Der Zufall ſelber ſteht, ſo ſcheint's, in ſeinem Brod. Schau einmal: Wenn der Irrwald gekommen wäre in meine Werkſtatt, wie es ausgemacht geweſen, ſo hätte Deines Bruders Narrenregiment bald ein Ziel gehabt. So muß aber der arme Knabe in der Schweiz Unglück haben und ausreißen, wer weiß wohin! Männle, Du hätteſt ſehen ſollen, wie der Irrwald Deinen Bruder rangirt haben würde und wie alle deſſen Spitzbubengeſchichten von Paris an den Tag gekommen wären! Der Irrwald hätte das letzte Wort, von dem ich Dir ſchon öfter geredet, geſagt, mit Glanz und Pauken und Trompeten! Schau', Gevatter, mein beſtes frankfurter Loos gäbe ich darum, wenn ich wüßte, wo der Irrwald ſteckt, und wenn ich ihn hier vor allen Leuten dem Fridolin vor's Geſicht ſtellen könnte! Mordio! Das wär' für mich ein Freſſele!"

„Laßt's Euch vergehen, Meiſter," ſagte plötzlich eine Männerſtimme hinter dem Rücken der beiden nebenein-

ander hinwandelnden Gevatterleute; „den Irrwald wird kein Mensch mehr lebendig zum Vorschein bringen; dafür ist gesorgt worden und ich hätte dafür den Beweis.“

Betroffen sahen sich Merkel und Matthias um. Der hinter ihnen hergekommen und die letzten Worte des Schreiners mit angehört, war Fridolin's ehemaliger Geselle, der Waiblinger.

„Kein Mensch mehr lebendig? einen Beweis dafür?“ fragte Merkel voll Verwunderung. „Was wandelt Ihn an, Waiblinger?“

„Nichts, als daß ich gern Lust hätte, ein fatales Geheimniß unter die Leute zu bringen. Seht, Merkel, da auf meiner Brust drückt mich's, als hätt' ich einen Ambos mit mir herumzutragen. Ich suche Euch schon seit gestern als wie eine Stecknadel, Meister Merkel, denn Ihr seid der Mann, der so etwas brauchen kann und an die Welt zu bringen versteht.“

„Ei, so red' Er von der Leber weg,“ entgegnete Merkel.

„Laßt uns da zum Schottenthörle hinausgehen,“ sagte der Waiblinger; „auf dem Kirchhof belauscht uns Niemand und eigentlich gehört die Historie auf den Kirchhof. Da es sich aber um den Meister Schwertberger, den Fridolin handelt . . . ist's wohl gerathen, vor dem Sattler da die Sache zu erzählen, die für den Fridolin eben nicht von Ehren, sondern von Schande ist?“

„Ich stehe für den Sattler,“ antwortete Merkel hastig, ehe noch Matthias etwas zu antworten vermochte.

Und der Waiblinger nahm seine beiden Zuhörer abseits, an den stillsten Ort des Gottesackers und sagte da mit dumpfer Stimme zu ihnen: „Der Irrwald, von

dem ihr gesprochen, ist todt, ist erschlagen und Niemand anders als der Schreinermeister Fridolin Schwertberger hat ihn ermordet!!!"

Matthias purzelte vor Schrecken über ein Kreuz auf einen Grabhügel nieder. Merkel riß die Augen weit auf und fragte mit stammelnder Zunge, die da bebt von Schrecken und zugleich von Rachedurst: „Wa — wa — was fallt Ihm ein, Waiblinger? Will Er im Sommer mit uns einen Fastnachtsschwank treiben?"

„Das ist ein dummer Spaß!" brummte Matthias, der sich von der Erde erhob und gleichsam schlagfertig vor den Waiblinger trat.

„Ich will Kaspar Melchior heißen, wenn ich Spaß treibe," erwiederte der Waiblinger und erzählte, immer heimlicher thuend, weiter: „Ich habe das Weibsbild nicht heirathen wollen, das mir der Meister hat kuppeln wollen; das stand mir zu. Er hat mich darauf aus der Arbeit geschickt; gut, das stand ihm zu. Nachdem ich mich um Arbeit anderweitig umgesehen, brauchte ich mein Wanderbüchle und forderte es. Der Meister war nicht daheim; die Mex sagte mir jedoch, das Büchle liege in der Werkstatt auf des Landshuters Hobelbank. Ich gehe hinein, war aber keine Seele da und auf der Hobelbank lag nichts. Wie ich herumspionire, so sehe ich, daß am Verschlag des Meisters der Schlüssel steckt. Hat ihn aus Versehen stecken lassen; es kommt ihm sonst Niemand dort hinein. So denk' ich mir: wie, wenn das Wanderbüchle dort innen läge? Ich gehe hinein — kein Mensch da, aber das Büchle liegt so ganz verloren auf'm Pult. Gut, ich steck' es ein, besinne mich aber, daß ich vor Zeiten einen schönen Meßstock in selbigen Verschlag

gestellt habe und denke: du willst das Stöckle doch nicht vergessen. Ich suche unter dem Gerümpel herum und mir fällt im düstersten Winkel ein Päckle in die Hand, und so wie ich's aufmache, sind's Kleider, schlechte, zerrissene und blutig von oben bis unten, ein Tüpfle am andern, ganz furchtsam und schaurig anzusehen; eine Schreinerschürze war darüber hergewickelt und daran Fleck an Fleck, als hätte sich Einer die blutigen Hände daran abgeputzt. Wie ich das Kamisol gegen's Licht halte und schüttle, fallt ein Wanderbüchle daraus hervor, und wie ich dasselbe ansehe, ist's des genannten Irrwald Wanderbuch. Da, seht's selber an, da ist's. Es fehlt sich nicht, 's hat seine Richtigkeit. Aus den blutigen Kleidern hab' ich wieder ein Päckle gemacht und dasselbe in's Finstere geschoben; den Meßstock hab' ich darüber vergessen und das Wanderbuch behalten ... man weiß nicht, wozu 's Einem dienen kann, und Wanderbücher hat ein Handwerksbursche eigentlich nie genug. So bin ich fortgegangen; aber hintendrein hab' ich mich besonnen, daß ich in der Nacht zuvor im Haus allerlei sonderbares Hin- und Hergehen vernommen habe; auch war der Meister noch zur Nachtzeit in der Werkstatt, gegen alle seine Gewohnheit, und schien böse und verlegen, da ich beim Heimkommen an ihm vorbeiging; und unterm Dach traf ich auf die Magd, die oben loste und horchte und auch nicht verstehen konnte, was denn das Hin- und Hertappen des Meisters bedeuten sollte. Ich schickte sie in's Bett und legte mich in das meinige; denn ich dachte an nichts Böses. Ferner erinnere ich mich, daß, als wir Gesellen am Morgen hinuntergingen, uns Allen verwunderlich vorkam, daß das Gesellenbett, worin manch-

mal ein Wächter schläft, nämlich Einer von uns, was aber gerade damals nicht der Fall gewesen, daß also das Bett aussah, als hätte man darauf sich geprügelt oder gerauft. Aber wer hätte an solche üble Dinge gedacht, wie ich sie jetzt in Erfahrung gebracht habe? Heute bin ich hingegangen, meinen Meßstock zu verlangen und der Meister hat mir ihn gegeben. Ich schaute hehlings nach dem Päckle, aber es war nicht mehr da. Mir ist zwar eingefallen, ich könne vielleicht den Meister um ein Stück Geld brandschatzen, wenn ich ihn merken ließe, daß ich etwas von der Mordgeschichte weiß; aber ich besann mich, daß ich unter vier Augen mit ihm kaum etwas richten würde. Aber jetzt möchte ich, daß es spiegelklar herauskäme, dem Schwertberger zum Sargnagel dafür, daß er mich mit der Verene hat hinter's Licht führen wollen. Nun, Meister Merkel?"

Merkel, der indessen Irrwald's Wanderbuch durchgesehen, wobei ihm Matthias neugierig über die Schulter geguckt, rief schadenfroh aus: „Beim Eid, die Sach' ist klar und unwiderlegbar; das sind Irrwald's Schriften, die blutigen Kleider waren die seinigen. Wie kann Fridolin in den Besitz der Effekten seines Feindes gekommen sein, als durch Gewaltthätigkeit, durch Mord? Alleweil, Waiblinger, geht Er mit mir auf's Amt. Von mir unschuldigem Lamm haben sie den Irrwald gefordert. Ich will ihnen wenigstens die Fährte zu seinem Leichnam in Schwertberger's Keller oder Arbeitsmagazin zeigen."

„He! he!" ermahnte Matthias, wie aus einem Traum erwachend; „he, bedenke doch, was Du thust! Warum sollte denn mein Bruder den Irrwald umgebracht haben?"

„Du bist ein Narr," entgegnete Merkel, den Waiblinger und Matthias stürmisch mit sich fortreißend; „wenn der Irrwald, wie er sollte und wollte, die pariser Geschichten ausgeschwätzt hätte, so wäre es um Deines Bruders Ehr' und Reputation mit einem Streich geschehen gewesen. Das hat der Bösewicht gewußt und auf irgend eine Weise sein Opfer in das Garn gelockt und mit einem Beile todt geschlagen." — —

Schon am Nachmittag lief in der ganzen Stadt das Gerücht um, in Fridolin's Hause sei ein Mord begangen worden und man habe einen mit unzähligen Wunden bedeckten Leichnam, der im Keller vergraben, gefunden. Die Einen sagten, es sei die Leiche eines Pariser, der an Fridolin Geld zu fordern gehabt; Andere behaupteten, der Ermordete sei der Herr von Pavianowitsch. Wieder Andere ließen merken, der Körper sei der des Doktors Leo Gumperz, den Fridolin Schwertberger am vorigen Tage mit unverkennbarer Wuth und Grimmigkeit allenthalben aufgesucht. Zwischendurch ließen sich andere düstere Sagen vernehmen: von Auffindung eines Kindergerippes und vom Wahnsinn, worein die Mutter und Mörderin besagten Kindes, die Schwarzwälderin Veronika, verfallen sei, nachdem sie von der abscheulichen Entdeckung gehört.

Viertes Kapitel.

Aufklärungen.

Fridolin, der bei Tische bemerkt hatte, daß Mex, seine einzige Gesellschafterin, höchst einsylbig und in tiefe Gedanken verloren gewesen, nahm sich vor, der Verstimmung der geliebten Schwester auf den Grund zu kommen. Seine schwer beladene Seele wollte lieber ohne viele Umschweife erfahren, was ferner seinem Hausfrieden drohte und eine Person, der er so zärtlich zugethan war, beunruhigte.

„Ich gehe jetzt durch eine Zeit der Prüfung", sagte er sich muthig; „sie will ausgehalten sein und ich werde das vollbringen können. Aber mittlerweile will ich in meinem Hause klaren Himmel haben, nämlich wissen, was Denen, die ich liebe, das Herz schwer macht, und ob ich nicht vielleicht etwas thun kann, die schwere Bürde von ihnen zu nehmen. — Wir wollen den Kaffee mit einander trinken, lieb Mexlein!" sprach er, sich an der Schwester Seite niederlassend; „Du sollst mir die mancherlei Grillen, die mir im Kopf schwärmen, verplaudern, wenn Du willst. Oder umgekehrt, wenn Du meinst, will ich Dir den Verdruß oder die Beklommenheit —

ich weiß nicht recht, was Deine Verschlossenheit und Deine finsteren Augen andeuten — wegschwatzen. Liebste Mex, sei aufrichtig gegen einen Bruder, der's rechtschaffen mit Dir meint. Laß zwischen uns die Wahrheit ungestört ihren Platz behaupten. Wenn die ganze Welt sich auf Lug und Trug, auf Verstellung und Hinterhalt legen sollte, laß uns gegen einander wahr und treu bleiben."

Mex schaute den Bruder bewegt an; er hatte lange nicht in des Mädchens Zügen einen Ernst, zugleich einen Kampf und Unruhe gesehen wie heute. — Nachdem sie ihrem Fridolin die Hand gedrückt, sprach die schwarze Mex, gleich wie verschüchtert: „Ich habe im Grunde kein Geheimniß vor Dir, lieber Schatz. Wenn ich Dir vielleicht in diesem Augenblick nicht Alles sage, was mir im Sinn liegt, so wird doch nicht die Sonne über meinem Schweigen untergehen."

„Also doch ein Geheimniß?" fragte Fridolin lächelnd.

„Wir Weiber können gar nicht ohne etwas Geheimes leben," scherzte Mex, obschon gezwungen; „ich bin wie eine Andere, nicht besser, nicht schlimmer. Indessen, wenn Du einen Grund meiner Verstimmung wissen willst, so will ich Dir ganz einfach sagen, daß mir das Herz blutet, weil der Matthias nach Amerika und das Klärel in ein Kloster gehen will."

„Findest Du nicht, daß ich recht gethan habe, dem Matthias zu willfahren?" fragte Fridolin.

Mex antwortete: „Du bist der Herr und konntest thun nach Gefallen; ich fürchte zwar, der Matthias werde Deinen Wünschen und Hoffnungen auch jetzt nicht entsprechen... Amerika ist weit, das Geld hat Flügel und Matthias' Leichtsinn nicht Ende, nicht Boden ... indessen, hier kann

er einmal nicht bleiben und in der Nähe findet er mit seinem Ruf kein ehrliches Unterkommen, das begreife ich. Wollte Gott, er wäre schon überm Meer drüben und hätte einen guten Meister gefunden oder eine Arbeit für sich! Die Klara thut ebenfalls klug, ein Weilchen von hier sich zu entfernen, bis das wüste Geklatsche über sie in Vergessenheit gerathen sein wird. Aber dergestalt geht Zweig auf Zweig von unserem Familienstamm aus und es wird immer öder um uns her! Denke Dir nebenbei das Klärel in einem Kloster!"

Fridolin entgegnete ihr ruhig: „Was meine Wünsche für Matthias angeht, so steht am Ende doch Alles in Gottes Hand. Wir klügeln und bosseln und rechnen immer so lang an eines Menschen Zukunft herum, und just, da wir meinen, das Exempel sei richtig und sorglos zusammen zu addiren, so steht's auf einmal auf dem Kopf und die Räder laufen, wie die höhere Macht es will. Ich meine, ich habe meine Pflicht gethan, indem ich ihm, ohne ihn der Schande und der Neugier preiszugeben, aus seinen Verlegenheiten und über die Grenze helfe. Unser Herrgott wird das Uebrige thun. Was die Klärel betrifft, so freue ich mich ihres Entschlusses, die Stadt zu meiden. Wohin jedoch sollte sie sich wenden? Zu irgend einem entfernten Verwandten, der im Lande herumsitzt und posttäglich das dümmste Geklatsch über das Klärel von hier aus in's Haus getragen bekommen kann ... der alsdann das Mädel plagen und schinden würde, weil in der Entfernung Alles noch viel ungeheuerlicher erscheint, als an Ort und Stelle? O nein, da ist sie besser im Kloster zu Bludenz, wohin ihre Freundinnen Nanette und Cäcilie sie spediren wollen.

Dort wird nicht eine unbescheidene Frage ihre Wehmuth erneuern, ihren Unwillen reizen. Zudem ist sie gottesfürchtig, trotz ihres Leichtsinns und ihrer Gallsucht. Sie weiß auch, daß sie, wenn sie gleich sich ganz unschuldig wähnen möchte, daß sie, sag' ich, sich sehr durch ihre Heimlichkeiten gegen uns vergangen hat und wird das in der Einsamkeit immer besser einsehen, bereuen und später gewiß nicht wiederholen. Du scheinst zu fürchten, sie werde etwa im Kloster verbleiben? Ich denke das nicht. Eine Zeitlang wird ihr das stille, ihren alten Gewohnheiten so sehr widerstrebende Leben, seiner Sonderbarkeit wegen, gefallen; auf einmal wird sie aber von demselben nichts mehr wissen wollen und wieder da sein, ehe man sich dessen versieht. Wohl ist es wahr, daß unser Haus dadurch noch einsamer wird, aber das thut nichts, liebe Mex. Wir müssen eben fest aneinander halten. Es thut sich hernach schon und in Eintracht läßt sich dann erwarten, wie weit die Bosheit und Mißgunst eines Theils meiner Mitbürger es noch mit ihren Angriffen auf meine Ehre und mein Geschäft treiben werden."

Fridolin reichte der Mex die Hand über den Tisch.

Die Schwester schlug ein, aber gleichsam unwillkürlich zog sie die Hand zurück und sagte schmerzlich: „Ach, wie falsch bin ich! Fridele, Du wirst mir nimmer gut werden!"

„Was heißt das? Bin ich Dir nicht schon längst gut, wie ich nur einem Menschen gut sein kann? Und nun, da Du die Einzige bist, die bei mir aushält, soll ich Dich weniger lieben? Welch' ein Gedanke, Mex!"

„Ach ... gerade deßwegen! ..." rief Mex, ließ ihre Tasse unausgetrunken stehen und ging unstät in

der Stube umher. Plötzlich blieb sie vor Fridolin, der ihr verwundert zugesehen hatte, stehen. „Fridele, folge mir, thue wie ich sage," hob sie an; „ich bitte Dich, nimm eine Frau und gründe ein Hauswesen für Dich. Seifensieders Therese ist Dir schon lang zugethan, ein gutes Geschöpf, ein wenig kokett, aber brav von Herzen und im Besitz eines schönen Vermögens . . . Ihr Vater hat die halbe Bürgerschaft an der Hand. Deine Kundschaft wäre gesichert, Dein so oft und hämisch angegriffener Ruf nicht minder; die meisten von den Schreiern, die Dir übel wollen, würden auf Deine Seite treten... Fridele, sei klug und rette Dein wankendes Gewerbe und schaffe Dir Lust und Freude im Haus. Noch einmal so angenehm wird Dir das Leben werden. Du wirst ein braver Ehemann, ein guter Vater sein. Fridele, thu', was ich Dir rathe."

Fridolin konnte vor Staunen kaum zu sich selber kommen. Doch bald erwiederte er: „Ich muß mich wundern, im Munde meiner schwarzen, gegen Männer und Ehe gepanzerten Mex so viel warme Empfehlungen des Ehestands zu finden und danke Dir herzlich für die gute Meinung. Aber zum dritten oder vierten Male erkläre ich, daß ich nicht wüßte, wo die Braut zu holen wäre, und daß ich nicht eher heirathen will, als bis meine Schwestern selbst versorgt sind. Dieses ist mein letztes Wort. — Aber," — setzte Fridolin hinzu — „Mexlein, was hast Du denn auf einmal? Du drückst mir die Hände, daß ich schreien möchte, und Dein Gesicht wird roth, als ständest Du am Herd und hättest zu kochen für dreißig Mann."

„Weil ich eben kein Geheimniß vor Dir haben will

und weil es mich doch Gewalt kostet, es herauszusagen," versetzte Mex mit halber Stimme, „deßwegen werd' ich roth, — ich spür' es wohl, das Rothwerden. Indessen, ob es nun eine Stunde früher oder später an den Tag kommt, das Geheimniß — ob es sich schickt oder nicht schickt, daß ich's sage — es sollt' es freilich ein Anderer thun, — ich kann eben nichts vor Dir im Herzen behalten, — und so muß ich Dir denn sagen, lieb Fridele — aber werde mir nur nicht böse ... Du siehst ja, wie ich mich schäme ... ich sage Dir also, daß ich ... ach Gott, es muß heraus ... daß ich im Sinn habe, mich zu verändern."

Mex ließ jetzt Fridolin's Hände los und setzte sich in den Stuhl ihm gegenüber und hielt ihr Schnupftuch vor's Gesicht. Hingegen war Fridolin aufgesprungen, hatte sich vor das Mädchen gestellt und fragte mit einem Tone, der zwischen Verwunderung und Mißbilligung schwankte: „Verändern? Mex, hör' ich recht? Du willst mich verlassen, willst heirathen?"

Mex nickte mit dem Kopf, ohne ihr Antlitz und ihre Thränen zu enthüllen, statt aller Antwort.

„Mich verlassen?" wiederholte Fridolin langsamer und schmerzlicher; „Dich von mir zurückziehen, da die Gewalt des Mißgeschicks mit mir den Kampf begonnen? da mir ein Herz so nöthig wäre, ein Herz, das mich versteht, das zu mir hält, das mit Rath und Trost mich unterstützt? O, liebe Mex, sage, daß Du scherzest, daß Du mich nur auf eine Probe stellen wolltest!"

Da entgegnete Mex, ihr bekümmertes Gesicht mit Standhaftigkeit zeigend: „Auf eine Probe stellen, Dich, dessen Herzensgüte und brüderliche Gesinnung mir seit

so langen Jahren bekannt und werth geworden? Wo denkst Du hin, Fridolin? O nein; aber Deine Ketten, die Du selbst Dir geschmiedet hast, möchte ich zerbrechen. Du entbehrst um Deiner Schwestern willen, was eines Gewerbsmannes Leben schön und nützlich und bequem macht. Ein anhängliches Weib wird Dir bessern Rath und Trost geben können als ich, als Klara. Klara will in's Kloster; ich glaube, daß sie darin zu bleiben vorhat; ich will nicht allein als ein Block Dir am Bein bleiben, lieber thue ich, was ich noch vor ein paar Wochen für lächerlich gehalten haben würde, und verheirathe mich. Du hast alsdann Deine Freiheit, hast nicht den Hüter von zwei Schwestern zu machen, über deren eine die Stadt lästert, über deren andere sie vielleicht lacht und sich lustig macht. Du wirst heirathen ... man wird nicht mehr solche Einfältigkeiten, wie die von der Französin, wie die von der Schwarzwälderin, auf's Tapet bringen können ... Du selbst wirst glücklich sein, denn Du bist zum Hausvater gemacht, und in Deinem Glück wirst Du Kunegunde gewiß ganz und gar vergessen. Gesteh' es nur, Fridele, daß jene Frau noch immer Deine Nächte schlaflos, Deine Tage schwermüthig macht! ..."

„Du bist im Irrthum," antwortete Fridolin; „mit Kunegunde ist's am Ende ... der Himmel segne sie, die unser Band zerrissen! ... Ach, wenn Du wüßtest, Mex, wie's in meinem Herzen jetzt aussieht! ... Aber," — hier wurde Fridolin etwas bitter — „bekenne Du, daß Du nur mit falschen Ausflüchten Deinen Vorsatz zu rechtfertigen suchst; ich soll den Vorwand abgeben zu dem, was Du aus freien Stücken beabsichtigst. Du willst

dieses verrufene Haus verlassen, Du fürchtest Dich vor einem üblen Ausgang meiner Unternehmungen ... Du denkst am Ende, ich würde ..."

„Dein Vermögen verschleudern", hatte Fridolin hinzusetzen wollen, doch war kaum die erste Sylbe auf seine Zunge getreten, als er sie schon mit Unwillen zurückdrängte und, seinem grundguten Gefühl folgend, in die Worte ausbrach: „O, vergib mir, liebe Mex, den schlechten Gedanken, der in mir aufkommen und mich bewegen wollte, Deinen Handlungen eigennützige Beweggründe und Argwohn gegen Deinen Bruder unterzuschieben. Nein, nein, sollte ich so ganz und gar den Glauben an die Menschheit verloren haben, um gegen mein Mexlein ungerecht zu sein, mich einer Ungerechtigkeit von ihrer Seite zu versehen? Pfui doch! — Bist Du nicht frei wie ich? Steht Dir nicht zu, zu thun, was Du für gut findest? Solltest Du Dein Leben, das sich freundlicher gestalten kann, an das meinige knüpfen für immerdar? Nicht doch, liebe Mex. So unerwartet mir Deine Erklärung kommt, ich kann sie ja mit Recht nicht schelten. Nur wünsche ich — ganz abgesehen von Allem, was mich persönlich angehen könnte, daß Du glücklich seist, daß Du Dich nicht täuschest in der Wahl Desjenigen, den Du zum Herrn Deines Schicksals machen willst. Du hast den Entschluß schnell gefaßt ... o, prüfe wohl, ehe Du ihn ausführst! — Nachdem Du mir die Hauptsache gestanden, wirst Du wohl nicht mit dem Namen Deines Zukünftigen hinter'm Berge halten?"

Fridolin hatte bei diesen letzten Worten wieder all' die Fassung gewonnen, die einem wohlwollenden Menschen so gut ansteht.

Mex war sichtlich von des Bruders Selbstbeherrschung gerührt und antwortete leise: „Ich habe mir wohl vorgestellt, daß Du Dich wundern, daß Du böse werden würdest. Die ganze Geschichte ist von der Mattenbrunnerin angezettelt worden . . . ich hätte ja von fern nicht daran gedacht. Aber trotz meines innern Kampfes hat Dein Vortheil überwogen, das kannst Du mir glauben. Mir ist wahrlich weniger um's Heirathen zu thun, als um Dich verheirathet zu sehen, was je früher je besser geschieht. Zudem ist meine Gemüthsart nicht geschmeidig genug, um selbst mit der besten Schwägerin unter einem Dach auszudauern. Darauf kenne ich mich, Fridele. Und so habe ich denn der Mattenbrunnerin und dem Mann, den sie vorschlug, Gehör gegeben, weil mir die Ehrlichkeit ihrer beiderseitigen Gesinnungen Vertrauen einflößte. Indessen — Fridolin — soll nicht gesagt sein, daß ich darauf bestehe, wenn Du es nicht gerne zugibst, oder nicht einsehen wolltest, wie sehr Dir selber von Nutzen mein Wageschritt werden dürfte. Ein Wort von Dir und ich gebe Alles auf, das verspreche ich Dir auf meine Ehre."

Der Mex war's Ernst mit dem, was sie sagte.

Dagegen fragte Fridolin ruhig: „Nun, lieb Mexlein, wen hat Dir denn die Mattenbrunnerin eigentlich gekuppelt?"

„Den Schuhmachermeister Adam Strobel, wenn Du ihn kennst, mein Fridele," erwiederte Mex, verschämt die Augen niederschlagend und dennoch heimlich lächelnd im Voraus über Fridolin's Verwunderung.

Der Bruder hatte kaum den Namen seines innigen Freundes gehört, als er lustig einen Sprung that, die

Mex um den Leib nahm und ausrief: „Ist das wahr, schwarze Mex? Der Adam, der Strobel will Dich heirathen? . . . Ei, so hätte ich doch eher von Himmels Einsturz geträumt. Der Strobel ein ernsthafter Bräutigam? Das ist zum Lachen, aber gut, sehr gut."

„Findest Du das?" fragte Mex leise entgegen und küßte ihren Bruder auf beide Wangen.

„I freilich, Mex, unvergleichlich gut!" jubelte Fridolin von ganzem Herzen; „weiß Gott, auf der ganzen Welt wüßte ich für Dich keinen bessern Mann aufzutreiben. Du eine ernsthafte, strenge Person, er ein lustiger, kindischer Kerl . . . Ihr werdet glücklich miteinander sein, eure Charaktere sich herrlich ergänzen. Ei, das ist mir von Herzen lieb! Sieh', sieh', wie der Schelm von Strobel sich doch in meine Familie einzuschmuggeln weiß! Der Tuckelmauser! Hat er Dir gesagt, daß er in das Klärel geschossen gewesen? Sei aber nicht eifersüchtig, Mex, das Klärel mag den Schuster in dem Enggässel nicht, und wenn sie hundertmal nicht in's Kloster ginge, sie möchte den Strobel nicht."

„Ich weiß schon Alles," sagte Mex, in Heiterkeit neu auflebend; „Adam hat mir Alles gestanden und ich mache mir nichts daraus. Es wäre vielleicht, wenn auch Klärel gewollt hätte, nichts aus der Hochzeit geworden. Mir traut Meister Strobel zu, daß ich nicht mit meiner Schönheit und Anmuth seinen Gesellen den Kopf verrücken werde. Aber ohne Scherz, er ist ein braver, aufrichtiger und frohsinniger Mann. Denke Dir, Fridele, ich bin neulich mit der Nichte von der Mattenbrunnerin beim Meister Strobel in dessen Hause gewesen; wir bestellten uns Schuhe. Strobel zeigte uns das Haus

von oben bis unten. Meine Begleiterin meinte, es sei eine traurige Wohnung. Aber ich — obschon gewöhnt an unsere schöne freie Aussicht, fand das Häuschen sammt der finstern Werkstatt, sammt den melancholisch pfeifenden Vögeln und den staubigen Junggesellenfenstern recht heimelig und frohmüthig. Das machte aber das frohe Gesicht des Hausherrn, das wie eine Sonne durch die kleinen Stuben wandelt . . . und wenn aus unserer Verlöbniß etwas werden sollte, würde ich schon das Meinige thun, die Sonne im gehörigen Glanz zu erhalten. Was meinst Du, Fridele?"

„Daß meine gute, strenge, eheſcheue Jungfer Schwester Mex verliebt ist bis über beide Ohren," antwortete Fridolin, die Braut umarmend. „So freue Dich denn des Lebens, Mexlein. Dein Verlöbniß hat einen Tropfen süßen Weins in meines Lebens bittern Becher gegossen. Laß uns darum fröhlich sein, ob auch vielleicht in diesem vergnügten Augenblick meine Feinde und Neider wieder etwas Böses gegen mich im Schilde führen. Der Tag ist unser, liebe Mex!"

„Meister," fragte der Landshuter zur Thüre herein, „was sollen wir denn mit dem Volk anfangen, das vor unserem Haus z'sammenlauft? Die Lappen bohren uns mit ihren neugierigen Augen schier die Fenster ein und belagern unsere Thüre mit allerlei nixnutzigen Redensarten. Weiß der Teufel, was die Buben und die alten Maulaffen durcheinander plauschen!"

Fridolin trat an das Fenster, aber ebenso schnell und überrascht trat er zurück. Die Gasse war beträchtlich mit Menschen besetzt. An Schwertberger's Haus drängten sie sich in einem dichten Knäuel; die Gruppen

plauderten und gestikulirten heftig. Unheimlich ausdrucksvoll schweiften die Blicke der Menge auf und nieder am Hause. Kaum zeigte sich Fridolin hinter den Glasscheiben, als schon alle Finger auf ihn deuteten und ein sehr vernehmliches Gemurmel durch die Reihen des aufgepflanzten Pöbels lief.

„Was, zum Donner, gibt's denn vor meinem Hause?“ rief der Meister aus und zog die Fensterflügel auf. Indessen erschienen auf der Gasse ein paar Polizeidiener, ein Gendarm und wehrten dem zudringlichen Volke, das Miene machte, in das Haus zu dringen.

„Was es auch sei,“ befahl Fridolin dem Landshuter, „marsch und die Hausthüre fest verriegelt. Die braven Leute da unten scheinen mir nicht viel Gutes im Sinn zu haben.“

Der Landshuter, der nicht ungern war, wo's Stöße gab, ging weg.

An seiner Statt kam Meister Strobel athemlos in die Stube und rannte auf Fridolin, der ihm freundlich entgegentrat, mit den Worten zu: „Weißt Du denn schon . . . ?“

„Alles,“ entgegnete Fridolin, nur seiner Unterredung mit Mey gedenkend, „und ich billige auch Alles. Ihr seid einander werth, von mir herzlich geliebt und Beide mir zugethan. Das ist eine Bürgschaft, daß ihr euch gegenseitig auch glücklich machen und niemals unser gutes Einverständniß stören werdet.“

„Ach so, Du meinst . . . ? Du hast Dir schon von meiner lieben Jungfer Braut sagen lassen . . . ?“ sagte hierauf Strobel etwas befremdlich zerstreut und reichte sowohl seinem Schatz als dem zukünftigen Schwager die

Hand; „ja, ja ... wir danken ... wir werden uns bemühen ... nicht wahr, liebe Jungfer ...? Aber das ist's eigentlich nicht, worauf's jetzt ankommt ... ich bin ganz erhitzt und abgehetzt ... die Herren werden gleich da sein ... und ich wollte doch Dich vorbereiten ... beste Mex, erschrecken Sie nicht ... Fridolin, nimm Dich zusammen ...!"

„Was gibt's, lieber Meister?" — „Was schwatzest Du da zusammen?" fragten Mex und Fridolin den guten Strobel, dessen Verstörung ihnen jetzt erst auffiel.

Und dieser versetzte: „Ach, die höllische Artillerie hat wieder eine Karthaune auf Dich losgelassen, lieber Fridel, und ich hatte Recht, da ich dem Rennerle sagte, daß aus dem Diskurs des Matthias mit dem Merkel eine Dummheit oder ein Unglück entstehen werde. Jetzt haben wir Beides beisammen; jene Esel und Hallunken haben die Dummheit gemacht und für uns ist es wieder ein Unglück."

„Wenn ich nur wüßte, was Deine verkehrten Reden heißen sollen?" fragte Fridolin außer sich; „hat's wieder was mit dem Matthias gegeben?"

„Mein Gott ... da kommen der Bürgermeister und der Polizeiassessor ... sie treten in unser Haus!" schrie Mex, die durch's Fenster spionirt hatte.

Kaum hatte sie sich zurückgezogen, so fiel ein Stein in's Zimmer, ein paar andere klapperten an die Fensterladen ... im obern Stocke klirrte eine Scheibe zusammen. Auf diesen Angriff antwortete die unten postirte Polizeimannschaft mit Entschlossenheit, indem sie mit Stock und Säbel die Menge auseinanderjagte und zwang, einen weitern Halbkreis vor dem Hause zu bilden. Mex

flüchtete sich in die Mitte ihrer beiden Beschützer, des Bruders und des Meisters Strobel. Mittlerweile wurde an die Thüre geklopft; der Polizeiassessor sammt Gehülfen und Bürgermeister traten ein mit sorgenvollen, aber freundlichen Gesichtern.

Der Beamte ging auf Fridolin zu und sprach ihn höflich an: „Sie verzeihen, wenn mein Auftrag mich zwingt, Ihnen lästig zu fallen. Ich hoffe, wir werden uns bald verständigt haben. Ich bin beauftragt, mich bei Ihnen zu erkundigen, ob Ihnen nicht etwas von der Existenz eines gewissen Schreinergesellen Salomon Irrwald von Feuerthalen, Kantons Zürich, bekannt geworden?"

„Hm . . . ich wüßte kaum . . ." hob Fridolin verlegen an und stockte.

Der Beamte schickte sich an, das Protokoll zu diktiren. Der Bürgermeister sagte indessen zu Fridolin dringend und mahnend: „Was Sie auch von dem Genannten wissen . . . halten Sie damit nicht zurück; es gilt hier eine Beschuldigung, die man plump und böswillig gegen Sie richten möchte und zu deren fernerem Bestand Sie keinen Anlaß geben sollten! . . . Ich rede als ein Freund Ihres Vaters, lieber Schwertberger, als der Ihrige. Deßwegen kam ich, und der Herr Beamte gestattete mir, ob's gleich nicht bräuchlich, in seiner Gesellschaft Sie zu besuchen. Sagen Sie die reinste Wahrheit: ‚Ja ja, nein nein!' wie man es von Ihnen gewohnt ist und machen Sie die boshaften Narren, die Ihnen gern einen Makel anhängen möchten, — ja mehr als dieses, eine Schmach für's Leben — machen Sie diese Narren zu Schanden."

Ebenso bat Strobel.

Fridolin entgegnete nach einigem Besinnen: „Ich habe den Irrwald in Paris gekannt und vor mehreren Wochen hier als Durchreisenden gesehen."

„Wie standen Sie," fragte der Beamte, „vor Zeiten mit dem Irrwald?"

„Nicht auf feindlichem, nicht auf freundlichem Fuße; er war mir gleichgültig, wir hatten nur Geschäftsumgang. Bei einer einzigen Gelegenheit faßte ich einen Groll gegen ihn, der gerecht war, und der mich nun erst sehr spät verließ."

„Bei welcher Gelegenheit?"

„Ein jugendlicher Fehler war der Anlaß. Mein pariser Meister hatte mich ausgeschickt, von einem Geschäftsmann, der sich Bankier nennen ließ, Geld zu holen. Ich hatte einen Wechsel, den der Bankier bezahlen sollte. Ich traf meinen Mann, der mit äußerster Höflichkeit mir den Wechsel abnahm und mich bat, zu warten, bis er den Kassier benachrichtigt haben würde. Ich wartete sorglos, wartete eine Stunde, zwei, drei Stunden lang. Endlich kam ein Commis des Hauses und fragte nach meinem Begehr. Auf meine etwas ungeduldige Antwort beschickt er den Wechsler selbst, der auch kommt und mich alsobald fragt, was ich denn noch wolle. Da ich nun hierauf ihm bemerkte, ich wolle endlich mein Geld, lacht er mir in's Gesicht, schilt mich einen Thoren und unverschämten Burschen: ‚Ich habe Euch längst bezahlt, Ihr seid ein Schelm und packt Euch nur aus dem Hause, wenn ich Euch nicht hinauswerfen lassen soll.' — Dabei blieb er und richtig wurde ich schmählich weggejagt. Er hatte den Wechsel, der leider vom Meister

schon quittirt gewesen; ich hatte kein Geld in der Tasche, wohl aber auf dem Gewissen den Vorwurf, durch meine Unerfahrenheit meinen Meister um eine beträchtliche Summe gebracht zu haben. Mein Jammer war grenzenlos; ich traute anfänglich mich nicht, nach Hause zurückzukehren. Da ich kurz zuvor von meinem Vater etwas Geld erhalten hatte, kam ich auf die wahnsinnige Idee, im Spiele mein Glück zu versuchen, ob ich nicht etwa dem Meister die Summe, die ich schon verloren gab, wieder gewinnen könnte. Mein Weg führte mich vor einem Spielhaus vorüber ... zum ersten Male wagte ich mich in das unheimliche Haus. Die Spieltische wimmelten von Leuten, die wie toll darauf losspielten. Ich hatte Mühe, meine Schüchternheit zu überwinden... endlich setzte ich, halb versteckt hinter ein paar alten Herren, die mir Platz machten. Sie waren redlich genug, mir das Geld, das ich mit meinem Satz in der That gewann, zuzuschieben. Es betrug — ich weiß nicht mehr — sechzig oder siebenzig Franken. Ich hatte noch ein bischen weit, um die dreitausend, die ich dem Meister verloren, zu erreichen. Doch verzweifelte ich nicht und bereitete mich vor, frisch darauf loszusetzen, als ein Polizeiaufseher meiner Person ansichtig wurde und mich in's Verhör nahm. Da sich ergab, daß ich ein Handwerksgeselle, führte der wackere Mann mich ohne Weiteres zum Hause hinaus, das unsereinem verboten war, und gab an der Thüre meine Personalbeschreibung ab, für den Fall, daß ich noch hätte wagen mögen, den Eintritt zu erschleichen. Ich war dem strengen Mann böse, doch sah ich bald ein, daß er mir eine Wohlthat erzeigt hatte. Wohin hätte ich auf dem mit schüchternem Fuße

betretenen Wege gelangen können? Mißmuthig und rathlos von dannen schleichend, begegnete ich einem weitlosen Bekannten, ein bischen jünger als ich, dem Sohn eines Schweizerunteroffiziers von der ehemaligen Garde. Sein Vater war schon todt, seine Mutter, eine Thurgauerin, lebte kärglich in Paris; der Sohn war in einem kleinen Geschäfte Diener oder Schreiber, Ruedeli sein Name. Ruedeli ging eben in das Spielhaus, da ich heraustrat. Er war hübsch gekleidet, trug einen Schnurrbart und fragte mich erstaunt, woher ich komme? Ich erzählte ihm; während dieser Zeit ging, ohne daß ich's sah, der Irrwald vorüber, sah mich aus dem Spielhaus treten und hatte beim Heimkommen nichts Dringenderes zu thun, als diese Thatsache dem Meister anzuzeigen, der schon über mein langes Ausbleiben in Sorgen war. Indessen hatte mir Ruedeli gesagt, ich sei ein Narr, die Partie so schnell zu verlassen; er selber spiele schon seit einiger Zeit mit vielem Glück und gebe von seinem Gewinnst täglich fünf Franken seiner Mutter in den Haushalt. Schier hätt' ich ihn beneidet, den armen Schelm! Mich von ihm trennend, lief ich noch auf einen Augenblick dahin, wohin ich zuerst hätte gehen sollen, zu einem alten Herrn, der sich meiner freundlich angenommen, obschon er ganz einsiedlerisch in der großen Stadt lebte. Er gab mir den einzigen guten Rath, auf der Stelle dem Meister die Unbill des Wechslers, die ich erfahren, anzuzeigen und die Sache zur Klage zu bringen. Dazu war's leider fast zu spät. Der Meister, von Irrwald berichtet, empfing mich mit Vorwürfen und schalt mich einen Lügner, als ich ihm mein Abenteuer erzählte. — ‚Du bist in einem Spielhaus gewesen und hast mein

Geld verspielt!‘ fuhr er mich an; ‚kehre Deine Taschen um.‘ — Ich gehorchte; aber als der Meister die paar Goldstücke sah, die ich im Spielhaus gewonnen — er, der mein Geld in Verwahrung hatte und wußte, daß ich kaum über zehn oder zwölf Franken verfügen konnte — gerieth er außer sich vor Zorn und schwur hoch und theuer, das sei der letzte Rest seines von mir ungetreu verworfenen Geldes. Zugleich führte er mich zum Kommissär. Irrwald, der mich nicht leiden mochte, gab, was im Grunde Wahrheit war, mit allerhand Ausschmückungen zu Protokoll . . . kurz, eine Stunde darauf saß ich im Depot und der Generalprokurator hatte meine Sache zu verfolgen. Ich will Ihnen meinen Kummer nicht schildern; doch wurde mir am folgenden Tage das Glück, einen wohlwollenden Untersuchungsrichter zu finden, der meiner Angabe Vertrauen schenkte, durch dessen Bemühungen der Polizeibeamte, der an dem fatalen Tage im Spielhause die Wache gehabt und mich herausgeführt, aufgefunden und — was noch mehr — die Oberbehörde auf den betrüglichen Wechsler aufmerksam gemacht wurde. Der Polizeimann bezeugte, daß ich gleich nach dem ersten Spielversuch entfernt worden und daher unmöglich dort dreitausend Franken hatte wagen können. Der Wechsler aber wurde arretirt und — was ebenfalls ein großes Glück für mich — nach mehreren Tagen zum Geständniß seiner schlechten Handlung gebracht. Ich muß hinzufügen, daß ich nicht das einzige Opfer seiner Unredlichkeit gewesen bin und daß mehrere Anklagen sich erhoben, als man des Mannes Verhaftung erfahren hatte; nach seinem Geständniß wurde ich freigelassen und vom Meister, dem indessen für mich der alte Graf,

von dem ich geredet, Bürge geworden war, ziemlich freundlich aufgenommen. Ein paar Monate darauf war die Verhandlung vor Gericht; ich erschien dabei als Zeuge. Der Wechsler wurde zu langwieriger Freiheitsstrafe verurtheilt; der Raub, den er gemacht, wurde zurückgegeben. Mein Meister verlor nicht einen Centime. Er bat mir alles Unrecht ab und gab mir ein schriftlich Zeugniß von meiner Unschuld, das ich Ihnen vorweisen kann. Mein Vater hat nie von dieser Sache etwas erfahren. Ich wollte sie ihm Aug' in Aug' erzählen — nun, ich bin nicht dazu gekommen. Fortan jedoch lebt' ich mit dem Irrwald, der ungern sein Liebesdienstchen vereitelt sah, in Unfrieden; mußte ihn sogar einmal — was sonst nicht in meinen Gewohnheiten — meine starke Faust fühlen lassen, damit er endlich mit seinen Spöttereien Ruhe gab. Ich verließ ein Jahr später die Werkstatt und Frankreich. Irrwald, als ein guter Arbeiter, blieb, obgleich von Meister und Gesellen nicht als Mensch geachtet, in Paris beim Meister zurück."

„Und seit dieser Zeit haben Sie den Irrwald nicht mehr gesehen?" fragte der Beamte gleichgültig.

Fridolin versetzte, ohne sich zu besinnen: „Doch, doch, Herr Assessor. Vor längerer Zeit — den Tag wüßte ich nicht mehr anzugeben ... es war, glaube ich, gegen 's Frühjahr zu, kam derselbe Irrwald zu mir in die Werkstätte. Ich war allein. Obschon Irrwald sehr abgerissen und kümmerlich aussah, stieg in mir der Groll gegen ihn wieder auf und ich wies den Arbeitsuchenden mit harten Worten, ohne Geschenk, aus dem Hause. Diese Aufwallung hat mich nachher sehr gereut und ich hätte das Uebel gern wieder gut gemacht; wie es denn

nun öfters geht, daß man wüst thut und ist inwendig doch nicht halb so hartherzig."

„War jener kurze Besuch der einzige, den Ihnen Irrwald machte?" fragte wiederum der Beamte mit verstellter Gleichgültigkeit.

„Seit jener Zeit," antwortete Fridolin freimüthig, „habe ich den Genannten wirklich noch einmal gesehen; vor ein paar Tagen war's, an einem späten Abend, da ich, schon im Dunkeln, von Petershausen hereinkam. An einem Eckhause des Fischmarkts saß ein Mann auf einem Stein und sprach mich um ein Almosen an; er sei ein Handwerksbursch und habe kein Schlafgeld. Die Stimme fiel mir auf, sie war Irrwald's. Ich gab ihm, ohne zu reden, was ich eben in meiner Tasche erwischen konnte. Die Gabe mußte ihm angenehm sein, denn er bedankte sich sehr innig und setzte hinzu: ‚Weil Sie doch so ein guter Mann sind, so sagen Sie mir wohl, wo der Schreiner Merkel wohnt? Ich meinte, ihn hier am Fischmarkt zu finden — man sagt mir aber, er sei ausgezogen und ich weiß hier in der Nacht keinen Steg.' — ‚Seid Ihr beim Merkel in Arbeit verschrieben?' fragte ich ihn plötzlich, ohne mich zu verstellen; ‚ich bin Schwertberger's Fridolin und könnte Euch für die erste Zeit ebenso gut Arbeit geben, als der Merkel.' — Nun sagte der Irrwald bestürzt: ‚Jetzt hab' ich's gut gemacht! Jetzt bin ich verloren, da Ihr mich kennt und ich jetzt weiß, wen ich vor mir habe.' — ‚Warum verloren?' fragte ich ihn so freundlich als möglich, denn ich war gar gut aufgelegt und hätte meinem ärgsten Feind auf'm Fleck verzeihen können; ‚ich glaube sogar, Irrwald, daß ich Euch besser versorgen könnte, als der Merkel, der

gar keine Arbeit mehr hat; und mir läge daran, an Euch die Grobheit wieder gut zu machen, die ich unlängst an Euch begangen.' — Hierauf fängt der Mensch an zu weinen und zu seufzen: ‚Ich verdien' es nicht ... ich hatt' es mit Euch so schlecht vor ... aber Gott hat mich bereits gestraft ... Ihr wißt nur nicht ...' — Ich hatte alle Mühe, den Kerl zu beruhigen und sagte ihm: ‚Kommt mit mir gegen den Damm vor; dort sind wir ungestört, wenn Ihr mir 'was zu sagen habt.' — Ich führte ihn; er war müd zum Umfallen und erzählte mir ... doch das gehört nicht hieher. Das erlassen Sie mir, Herr Assessor?"

Der Beamte schüttelte den Kopf. „Sie müssen Alles sagen," sprach er achselzuckend.

„Nun denn, er sagte mir, daß er in der Schweiz Händel gehabt, daß er seinen Gegner zu verwunden das Unglück gehabt, daß er seinen Tornister in jenem Dorf zurückgelassen und bei Nacht und Nebel entlaufen, unter Tags sich versteckt gehalten und erst bei Einbruch der Nacht sich nach der Stadt hereingetraut, um den Merkel, der ihn früher schon gedungen gehabt, aufzusuchen, damit Jener ihm zur Flucht weiter behülflich sei. — Nun — es kurz zu machen, Herr Assessor, ich that an dem Irrwald, was der Merkel an ihm hatte thun sollen. Seine Kleider waren schmutzig und voll von Blut; ich gab ihm meinen braunen Rock — lieb Mexlein, jetzt erfährst Du, wohin derselbe gekommen — ihm fehlte es an Reisegeld, ich gab ihm, was ich zu diesem Zweck entbehren konnte, machte ihn heimlich in meinem Hause übernachten und führte ihn — kaum dämmerte der Morgen — über die Rheinbrücke hinaus. Das ist meine

Bekanntschaft mit Salomon Irrwald in ihrem ganzen Umfang."

„Nun, Gott sei Dank!" brach der Bürgermeister los, dessen Gesicht von Freude strahlte; „ich gratulire uns Allen, daß an der Mordfabel auch nicht ein bischen Wahrscheinlichkeit kleben bleibt."

„Mordfabel!" rief Fridolin erschreckend aus.

Mex, die eben jetzt Strobel leise von dem Stadtgeschwätz unterrichtet hatte, gab einen Laut des Schreckens von sich. Der Assessor gab einen Wink, sie zu entfernen und forderte den Meister Schwertberger auf, ihm den Ort, wo Irrwald geschlafen und sich umgekleidet, zu zeigen.

Fridolin leistete Folge. Die von dem Waiblinger bezeichneten Kleider fanden sich unter dem Gerümpel des Meisterstübleins vor.

„Ich habe sie wieder hervorgesucht, nachdem ich sie bereits unter andern alten Plunder geworfen," erklärte Fridolin; „die Ursache war ein Brief von Ravensburg im Württembergischen, den ich heut erhielt. Hier ist der Brief — Irrwald verlangt darin sein Wanderbuch, das er in der Hast in seinem Kamisol vergessen, und bittet mich, es ihm eiligst zu senden, indem die dortige Polizei ihm Schwierigkeiten bereite und der Fortsetzung seiner Reise in's Bayerische Hindernisse in den Weg lege. — Leider hab' ich das Wanderbuch nicht gefunden und mag es Irrwald wohl schon unterwegs auf seiner Flucht aus der Schweiz verloren haben."

„Nicht doch, lieber Herr," erwiederte der Assessor, nachdem er den ravensburger Brief, dessen beide Stempel und die Handschrift des Irrwald zusammengehalten

mit der Quittung, die sich über das geliehene oder geschenkte Geld Fridolin von Irrwald hatte unterschreiben lassen, geprüft hatte; „das Wanderbuch ist aus Ihrem Hause gestohlen worden, um Sie in eine schlimme Patsche zu bringen, und bei dem Gesellen von Waiblingen und bei dem Schreiner Merkel haben Sie sich ganz besonders zu bedanken. Den Letztern, der, wie der Volksauflauf merken läßt, die Lügengeschichte schnell herumgebracht hat, kann die Gerechtigkeit für dießmal nicht ereilen; aber dem Erstern soll seine Strafe werden für den Diebstahl, den er wissentlich und freventlich an Ihnen beging. Die Entdeckungen dieses Nachmittags und Abends werden dem Irrwald freilich unangenehme Folgen bringen. Wir müssen, von dem Kanton Thurgau gedrängt, uns für des Gesellen Auslieferung zu Ravensburg verwenden, denn die Sache ist keine Kleinigkeit, da des Raufers Gegner gestorben."

„Allein," flüsterte Strobel dem Fridolin zu, „ein schneller Brief kann rechtzeitig noch warnen."

Mit vielen Beglückwünschungen nahmen die Herren von Fridolin Abschied und ließen eine Polizeiwache zurück, die nach und nach den zusammengelaufenen Leuten begreiflich machte, daß sie umsonst stationirten und daß der kreisende Berg ein elend Mäuschen geboren.

Aber in dem Schwertberger'schen Hause war um dessenwillen nicht Freude, nicht Ruhe eingezogen. Den Fridolin schien mit einem Male sein ganzer Muth verlassen zu wollen. Bis in den Tod gekränkt warf er sich in einen Sessel, verhüllte sein Angesicht und rief einmal über's anderemal aus: „So haben sie denn also beschlossen, mich um alle Ehre in den Augen meiner Mitbür-

ger, um allen Frieden, um mein Leben zu bringen? Wahrhaftig, ich kann nicht leben unter solchen drückenden Umständen. Wenigstens ist mir die Heimat verleidet ... und doch ist es so schwer, von ihr zu scheiden, und doch hab' ich, seit ich Paris verlassen, mein Vaterland tausendmal lieber als sonst. Nur ich bin dem theuren Land ein Fremdling, verhaßt und unleidlich geworden. Behüte mich der liebe Gott ... und ihr, meine Lieben" — er redete zu Strobel, zu seiner Mex und zur Klara, die auf die Nachricht, daß das Volk sich von der Marktstätte verlaufen, herbeigeeilt war, um zu fragen, um zu trösten und zu klagen — „seht zu, daß ihr euch schnell von mir und diesem Hause entfernt. Meine Nähe, mein Dasein bringt euch Allen Unheil. Mit meinem Eintritt ist dieses Haus ein Haus der Schmach geworden. Vordem war's ein Haus der Ehre ... und nicht früher wird es sich wieder heiligen, als bis ich daraus gegangen sein werde, um nicht wieder dahin zurückzukehren. Ich weiß selbst nicht, was Schlimmes an mir ist, aber ich muß doch im Grunde, mit allem guten Willen, ein böses Geschöpf sein, das von aller Welt gemieden, von aller Welt gehaßt und verlassen wird."

„Was sagst Du da?" fragten nun einstimmig und voll Rührung die um ihn versammelten Lieben — und auf diese zärtliche Frage wich wieder von Fridolin der böse Geist, so daß er weich und bittend entgegnete:

„Ach ja ... verzeiht mir! Ihr seid mir noch treu geblieben, und ist Derjenige verlassen zu nennen, der drei Seelen ihm verwandt weiß!"

„Ungerechter! Auch außer uns lieben Dich Viele, Deinen Feinden zum Trotz!" rief die schwarze Mex.

Fridolin's Augen flammten wieder auf. Er erhob sich, nahm Maximilianens Hand und sprach: „Gebe der Himmel, daß Du wahr redest, Schwester. Das wäre eine Freude, der einzige Trost für mich, wenn noch eine Seele für mich lebte, so wie ihr mit mir gelebt. Denn nicht fern ist der Augenblick, wo ihr von mir scheiden werdet, und ich wäre dann so trostlos vereinzelt, wenn nicht . . ."

Fridolin stockte und vollendete nicht. Die blonde Klara, die seit Pavianowitsch's Abreise noch viel pathetischer geworden war, nahm eine stolze Haltung an und versetzte ebenso stolz: „Der Mensch muß auf sich selber ruhen und in seiner Vereinzelung eben liegt sein Heil. Ich kann den Tag kaum erwarten, der mich aus diesem Ninive von dannen führt in die Einsamkeit, um dort zu leben und zu sterben unter frommen Weibern, da ich nur zu sehr eingesehen habe, daß kein Mann auf Erden meiner werth ist, daß ich zu gut und ehrlich bin für das falsche Männergeschlecht. Wenn ich an Deiner Stelle wäre, Fridolin, ich ginge ebenfalls in ein Kloster, und wäre es eins von Karthäusern oder gar von Kapuzinern. Denn die Welt ist schlecht und Sterben ist Gewinn! — Die Welt ist schlecht!" rief Klara noch mehrere Male, gleich dem türkischen Muezzin vom Minaret der Moschee — und mit diesem Klagruf entfernte sie sich, um wieder unter Nanettens Obhut ihr Haupt zum Schlafe niederzulegen.

Fünftes Kapitel.

Die Neige des bittern Kelchs.

Wenn die Auftritte des Abends in das stille und geordnete Schwertbergerhaus der Unruhe viel gebracht hatten, so war doch der Schlummer seiner Bewohner ein sanfter Schlaf unter Friedenspalmen des Paradieses, gegen den wüsten Sturm gehalten, der in Matthias' Kopf gährte und aus seinem einsamen Lager ein Dornenbett nicht nur, sondern einen glühenden Laurentiusrost machte. Der Heilige, im Bewußtsein seiner Tugend, sah freilich in den brennenden Schmerzen seiner Marter nur die Vorläufer der verdienten himmlischen Seligkeit. Dem unheiligen Matthias hingegen fehlte wie billig dieser Trost. Daher die Herzensangst, die Verzweiflung, die namenlose Pein, unter welcher er schier erlag im Kampfe mit den furchtbaren Gespenstern, die sein böses Gewissen aus allen Winkeln zusammenrief, ihm, dem Schlaflosen, ein entsetzliches Schauspiel aufzuführen. Wie gewöhnlich, hatte der Unglückliche im Wein Betäubung und Schlaf gesucht; weniger als je hatte der Wein heute seinen Erwartungen entsprochen. Fiebrisch klopften seine Pulse; zu etwas mehr als einem elenden Hinbrüten konnte er es nicht

bringen. Er, der Tag für Tag jeden ernsten Gedanken zu verscheuchen bemüht war, fand sich jetzt umwimmelt von den ernstesten. Sie drängten sich ihm auf wie geharnischte Männer und mit ihnen die zahlreichen Erinnerungen an Das und Jenes, an Manches und Vieles, das er in seinem Leben böswillig oder liederlich versucht, gethan, wiederholt und stets wieder von Neuem begonnen. Der unbarmherzige Rechenmeister, der in jedem Menschen sitzt, legte dem schlaflosen, gepeinigten Matthias einen ungeheuren Konto von Schuldposten, die er zu tilgen hatte, vor. Der Ziffern, wie mit Blut und Feuer geschrieben, war Legion. Und um diesen schauerlichen Rechentafeln schwebten, nicht minder schreckbar, die Schatten der armen Mutter, die ihren allzu frühen Tod so zusagen aus seinen Händen empfangen; des Vaters, dem des Sohnes Unart in so vielen Tagen und Nächten am Herzen genagt; die aus der Ferne traurig winkenden Gestalten der Ehefrau, die der ungeschlachte Vergnügling manches Jahr hindurch mißhandelt hatte; die Kinder, die der gewissenlose Vater preisgegeben und verwahrlost. Dann kamen die Gesichter der Schlemmerfreunde zum Vorschein, die ihrem ausschweifenden Leben ein übles Ziel gesetzt hatten; der manchen Menschen, die Matthias betrogen, überlistet und zum Laster verführt; endlich der teuflischen Gesellen, denen er ein Opfer geworden und die jetzt gräßlich grinsten vor Hohn und Schadenfreude an seinem Lager. Es war eine Gesellschaft zum Tollwerden; und die Nacht, obschon eine kurze Sommernacht, wollte nicht enden; die Qual wollte nicht ausgehen, der Sturm im Haupt und in der Seele des Gequälten sich nicht mäßigen.

„Wenn ich doch sterben könnte!“ seufzte er aus tiefstöhnender Brust; „die Hölle selbst kann nicht häßlicher sein, als dieses dunkle, kahle Nest, worin ich mich gleichsam in Gichtern wälze. Ist das ein Leben für einen Mann, für einen Freien? O, der trostlosen Freiheit, die ich gewonnen habe! Alle Bande gesprengt, alle Fäden zerrissen, verlassen von Allen, nur nicht verlassen von Hexen und bösen Geistern, die mit mir Komödie spielen!“

Es kam wohl indessen ein Augenblick, da sich Matthias mehr zusammennahm, sein Bewußtsein handhabte und den Blick auf die allernächste Vergangenheit richtete. Aber auch diese war nicht tröstlich gewesen. Der Auftritt auf dem Kirchhof, die Anklage, die gegen Fridolin gewagt und von dessen Bruder nicht zu Boden geschlagen, sondern fast beifällig aufgenommen worden ... des boshaften Merkel Triumph, des Waiblingers heimtückische Niederträchtigkeit ... das waren keine freundlichen Erinnerungen! Und wie viel hatte gefehlt und Matthias wäre selbdritt in eigener Person vor's Amt getreten, um den eigenen Bruder, dessen Herz und Vermögen er geplündert, einer blutigen Schuld zu zeihen? Ein Glück, daß Matthias auf der Schwelle des Gerichtshauses gezögert und sich besonnen und dem erwachenden Schamgefühl Gehör gegeben hatte! — Dennoch war Mathias, in der Meinung, die ganze Stadt habe um die gefährlichen Gesinnungen gewußt, die sich seiner, wenn auch nur auf kurze Zeit, bemeistert hatten, vor der Welt und sich selber davongelaufen und hatte sich im einsamen Röhrlebad versteckt, widmend die erste Hälfte des Abends dem Trunk und der Reue, die zweite dem trunkenen Uebermuth und dem Spiel.

Und jetzt nach wenigen Stunden war Uebermuth und Trunkenheit und Schlaf dahin, und nicht einmal Merkel bei der Hand, um seinen zagenden Jünger wieder aufzurichten! — „Wo er doch gestern geblieben ist?“ fragte sich Matthias mehreremal; „warum kam er nicht, um mir anzusagen, wie's auf dem Amt abgelaufen ist? Ach, wie mag's dem Fridolin ergehen oder schon ergangen sein? Saß ich doch bei meinem Spiel, als wär' ich tausend Meilen von Konstanz und der Marktstätte entfernt! Und was wird mit dem Fridel geschehen? Hat er denn wirklich den Irrwald umgebracht? Werden sie ihn am Leben strafen? Das fehlte noch zur Schande unserer Familie! Da werden sie natürlich von dem pariser Diebstahl erfahren, den mir gestern der Merkel auf dem Weg zum Amt erzählte ... pfui! wer hätte das vom Fridel gedacht? Wenn ich seine heuchlerische und missethäterische Laufbahn betrachte und die Sittenlosigkeit des Klärel, das zwanzig Liebhaber statt eines einzigen gehabt, so komm' ich mir selber doch nicht halb so schlecht vor, als die Leute es machen und nicht selten mein eigen Gewissen vorgibt! Jedenfalls bin ich froh, die paar tausend Gulden erobert zu haben, von denen mir aber leider nur noch etwa fünfhundert zu gute bleiben. Aber es thut nichts. Fünfhundert Gulden, wenn man sparsam lebt, reichen weit und bringen mich immerhin in ein fremdes Land, wo kein Mensch ist, der da mit Fingern auf mich deuten könnte und sagen: ‚Sieh' da, Schwertberger's Matthias, der Das und Jenes und Dieß und Das gethan hat‘ ... wie fast hier alle Spatzen von den Dächern singen. Aber freilich ... ich selber, ich armer Schelm, sollte vergessen können, was geschehen, was sich

zugetragen und das Vergessen ist so schwer! ... In der Türkei sollen sie dafür ein Mittel haben! Wenn ich nur dort wäre! Ich wollte den ganzen Tag lang an der Wurzel oder was es sonst ist, das Opium, kauen, bis ich gar nichts mehr von dem wüßte, was mir zu Konstanz passirt ist ...! — Gott sei Dank, der Morgen bricht an ... da seh' ich einen lichten Streif am Himmel! Heraus, heraus aus dem Sarg, worin ich die Nacht hindurch gelegen! Das Fenster auf! Riecht's hier nicht nach Moder, nach Blut, nach Unglück? Das Fenster auf! Herein die Morgenluft! Marsch ihr Gespenster und Nachteulen! Gib dich zur Ruhe, du allzu dienstfertiger Erzähler, der an meinem Kopfkissen sitzt und mir die traurigsten Geschichten meines Lebens wiederkäut!" — Richtig kam der Morgen und die Geister traten für jetzt ab und der Erzähler schwieg, um sich auf andere Stücklein zur Unterhaltung für die nächste Nacht zu besinnen. Und ehe noch Matthias, dem Alles langsam von der Hand ging, mit Kleidung und Frühstück vollends im Reinen war, wurde die Glocke am Hausthor gezogen.

„Aha! das ist der Gevattermann!" rief Matthias neu ermuthigt; „geschwinde, geschwinde, ihm aufzuthun und Neues zu hören!"

Siehe, es war nicht Merkel, der geläutet hatte. Ein alter Jude, freundlichen Ansehens und sehr höflich im Benehmen, komplimentirte sich in's Haus und eine fatale Ahnung legte sich auf Matthias' Herz und Sinn.

„Das wird doch nicht der Diessenhofener Jude sein?" fragte er sich inwendig; „und wenn er's ist, was hätte er bei mir zu thun?"

Indessen sagte der Jude: „Hab' ich die Ehre zu

sprechen mit dem ältern Herrn Schwertberger, Matthias dem Sattlermeister?"

„Ja doch, zu dienen," entgegnete Matthias patzig. „Was soll's? Was wollt Ihr bei mir, Hebräer?"

„Ich bin," sagte der Andere unterthänig, „ich bin Moses Eppstein von Randegg, ich bin der Schwiegersohn des alten Worblinger, wenn Sie ihn kennen. Er thut in Pferden und macht auch in allerlei Tücher. Ich hab' ein klein Geschäftchen mit Ihnen. Mich schickt der Schreinermeister Merkel. Ich bin gestern am Abend erst so glücklich gewesen, den Herrn anzutreffen und komme bei so gar früher Tagzeit zu Ihnen, damit ich nicht fehl gehe. Herr Merkel hat mir gesagt, Sie seien nicht zu finden, als in den frühesten Morgenstunden. Nun, das ist gut: Morgenstund hat Gold im Mund. — Und wenn Sie mir nur geben Silber, bin ich schon zufrieden, Herr Schwertberger."

„Was soll denn das heißen?" fragte Matthias grob. „Wollt Ihr mich zum Narren haben? Was hätt' ich mit Euch zu schaffen? Wie käme der Merkel dazu, Euch zu mir zu schicken? Warum?"

Moses schneuzte sich gelassen und sagte: „Nun, Sie werden doch wissen von dem Geschäftchen, das wir haben zusammen gemacht; Sie als Käufer bei dem Mann von Diessenhofen, ich als Makler bei demselbigen. Ist das Geschäft verunglückt nach der Lieferung, ist es nicht meine und nicht die Schuld des Mannes von Diessenhofen; ist es ganz allein die Ihrige."

„Was geht das mich an, Jude? Redet mit dem Merkel, zum Donner, und laßt mir meine Ruhe!"

„Hab' ich nicht gesagt, daß ich schon mit ihm ge-

redet? Seit gestern um drei Uhr sitz' ich hier und bin gelaufen wie ein Narr; hab' ihn erst spät nach acht Uhr angetroffen. Hören Sie, er schickt mich an Sie. Sie möchten jetzt die Waaren bezahlen; feine, schöne Waar', Gott soll's wissen, und spottwohlfeil: fünfzehnhundertunddreißig Gulden im Ganzen; ist gar kein Rebbes dabei; verkauft als wie unter Brüdern. Auf meiner Seligkeit, 's ist kein Geld. Zwar — Sie haben gehabt den Verlust — ich bedaure sehr; es geht vielleicht ein andermal besser. Aber doch sind die fünfzehnhundert Gulden gar kein Geld ..."

„Ich komme vor Erstaunen nicht zu mir selber," hob Matthias erzürnt an. „Was sagt Ihr? Ihr redet von den Uhren, von der Seide, kurz von dem Plunder, den Merkel in Diessenhofen gekauft hat?"

„Ja freilich; Herr Merkel hat dort den Makler gemacht für Sie, so wie ich für den Diessenhofener."

„Den Teufel auch hat er gemacht! Aber — was ich sagen wollte: die ganze Summe beträgt nur ..."

„Fünfzehnhundertunddreißig Gulden, soll mir Gott helfen; und ich bin verantwortlich dafür!" betheuerte der Jude.

„So fahre doch der Blitz in die ganze Geschichte!" brach Matthias los. „Was sagte mir denn der Gevatter? Sagte er nicht ..."

„Gehorsamst zu unterbrechen!" fiel der Jude ein; „was er zu Ihnen, Herr Schwertberger, gesagt haben mag und wird, das weiß ich nicht, geht auch mich nichts an, gar nichts. Aber zu mir hat er gesagt: ‚Moses, ich habe gekauft im Namen von dem Herrn Schwertberger, dem Aeltern, Matthias dem Sattlermeister und Derselbige, mei-

ner Seel', hat die ganze Waare verloren und ist damit verunglückt vor'm Zoll auf seine Wag' und Gefahr. Darum gehe hin, Moses, morgen mit dem Frühesten in dessen Haus, damit Du ihn antriffst, denn er ist unter Tags gar nie daheim und sag' ihm, er soll zahlen, wie er mir's versprochen hat. Hab' auch keine Furcht, Moses, der Herr ist brav und im Nothfall hat er einen Bruder, den ersten Schreiner in der Stadt, der für ihn Bürg' und Selbstzahler wird, so oft er's nur verlangt!' Das hat der Herr Merkel, ein wackerer Herr, gesagt und so hab' ich gethan, mit dem Unterschied, daß ich schon gestern Abend hab' geläutet an dieser Thür — es war neun Uhr — dann wieder um halb zehn, dann wieder um voll zehn Uhr, zu welcher Zeit mir ein Nachbar aus dem Fenster zugeschrieen hat: ‚So laßt uns doch schlafen und schellt nicht wie zum Sturm, sonst laß ich Euch von der Polizei abfassen; und daß Ihr's nur wißt: wenn Ihr zum Schwertberger wollt, so kommt morgen wieder. Vor ein oder zwei Uhr kommt der Sattler nicht aus dem Wirthshaus heim.' — So hab' ich's denn auch gemacht; 's geht nichts über einen guten Rath. Aber . . . Gott! . . . was ist Ihnen, wo fehlt's, Herr Schwertberger? Sie bekommen ja Augen steif wie ein Bock und groß wie die Wagenräder! Sie werden weiß bis in den Hals, in den offenen Mund hinein? Herr Schwertberger! Sie machen mir fürchten! Gott, Sie werden doch nicht fallen um? Es wird Sie doch nicht treffen der Schlag?"

Der gute erschrockene Moses wollte, die Wasserflasche ergreifend, dem Matthias, der dastand als wolle er in einen Starrkrampf verfallen, mit thätiger Hülfe bei-

springen; aber noch bevor dieses geschehen konnte, sprang Matthias mit einem heftigen Satz nach seinem Hut und brach in ein schallendes Hohngelächter aus, das um so übler anzuhören war, als es dem Lachenden selber galt.

„Betrogen! gefoppt! schändlich betrogen!“ schrie er gellend in's Zimmer und schlug sich mit einer Gewalt vor die Stirn, als käme es darauf an, bis auf's Gehirn hinein zu schlagen. Wie ein Kreisel drehte er sich ein paarmal auf dem Absatz um. Endlich mit den Worten: „Hinaus, hinaus zu dem Dieb und Betrüger! Komm' mit, Jude, und sei mein Jagdhund auf diesen Teufelswildbraten!“ fuhr er eiligst zur Thüre hinaus und hinter ihm drein der Jude, der gar nicht wußte, wie ihm geschah und wohin er gerissen wurde, wie von einer Windsbraut entführt. — Bald jedoch konnte ihm das Ziel des Schnelllaufs kein Räthsel mehr sein. In die Vorstadt ging's hinaus, zum Hause, worin seit einiger Zeit Meister Merkel sein Quartier genommen hatte.

Schon beim Eintritt in des Schreiners Wohnung konnte leicht ermessen werden, daß etwas Bedenkliches daselbst vorgegangen sein mußte. Es war ein abscheuliches Lamentabile, welches soeben von des Schreiners Frau, von dem Schwarm seiner Kinder, von halbverhungerten Posselburschen, von der schwindsüchtigen Magd und der gespensterartigen Mutter der Hausfrau gesungen und geheult wurde. Kaum hatte die Merkel dem hereinstürmenden Matthias in's Gesicht geschaut, als sie schon mit ausgespreizten Fingern auf ihn losstürzte und mit gellendster Stimme aufschrie: „So? Du unterstehst Dich, hier einzutreten, Du schlechter Mensch? Mir unter die Augen zu kommen, Du elender Wicht und Verführer

meines Mannes? Dich wird der liebe Gott strafen für die Sünden, die Du an uns begangen hast! Kommst Du her, um zu sehen, was Du Scheusal da angerichtet hast?" — Das Weib schäumte.

Matthias, obgleich er vom gerechtesten Zorn beseelt gewesen, wurde zu Stein vor der ungemessenen Wuth der Harpyie, die auf ihn losmarschirte, als wolle sie ihn um's Leben oder wenigstens um seine Augen bringen. Moses Eppstein hielt sich klüglich in der Reserve.

Matthias, das Weib von sich abwehrend, entgegnete ihr grob, wenngleich zitternd: „Seid Ihr toll, seid Ihr betrunken, Weib? Mir diese Vorwürfe und dieser schändliche Empfang? Mir, der ich leider Gottes fürchten muß, von Eurem Mann um das Letzte, was ich auf Erden mein nennen konnte, betrogen worden zu sein?"

„Betrogen?" geiferte das Weib; „das ist gelogen. Du hast uns um Alles gebracht, um Verdienst, Lebsucht, Geld und Effekten, um unsere Nachtruhe, um unsern Nährvater selber! Du hast meinen Mann zu lockerer Gesellschaft verführt; mit Dir hat er seine Nächte verschwärmt, seine Pflichten als Ehemann und ehrlicher Bürger vergessen; mit Dir hat er in der Lotterie gespielt und Alles durchgebracht; mit Dir hat er geschmuggelt und uns auf Stroh gelegt, statt auf's Federbett. Und keine Gerechtigkeit ist mehr in der Welt! Das Amt hat's gestern mit Deinem Bruder gehalten, Du Bösewicht; hat den Waiblinger noch am Abend in Arrest gesetzt und heute wär' es gewiß an meinen Mann gekommen, wenn er nicht aus lauterer purer Angst . . ."

Hier unterbrach das Weib, in ekelhaftes Geheul und Geschluchze verfallend, ihre angenehme Anrede und die

Kinder plärrten als wie auf Bestellung darein; der Lehrbub' hielt sich jammervoll den hungrigen Leib, die Magd fistulirte ein „Jesus Maria" nach dem andern; die Altmutter grunzte in ihrem Sessel ohne Aufhören: „Das ist mein Letztes!"

Matthias erschrak neuerdings; er fürchtete das Schlimmste. „Hat sich der Gevatter ein Leid angethan?" fragte er schnell.

Und hierauf versetzte das Weib in seiner tiefen Verzweiflung: „Wollte Gott, er hätte das! So könnten wir doch daraufhin betteln gehen und die Mutter fände einen Platz im Spital, und die guten Zeitungsschreiber sammelten für uns schwer Geld und der Großherzog ließe die Kinder im Waisenhaus erziehen! Aber dazu ist der Merkel zu liederlich gewesen. Durchgegangen ist er, davongelaufen mit dem letzten Kreuzer, der im Hause gewesen! Jetzt können wir hungern auf Preß; wir könnten auch frieren, wenn's Winter wäre, denn der schlechte Kerl von Merkel hat bis auf den letzten Hobelspan verkauft! . . ."

„Davongelaufen mit meinen zweitausend Gulden!" seufzte Matthias und lehnte sich erschöpft an die Wand.

„Wehe geschrieen!" rief Moses Eppstein seinerseits aus und verschanzte sich nur mit Mühe hinter Matthias gegen den Angriff des Weibes, das nun über ihn herfiel, als Denjenigen, der mit seinem Besuch am vorigen Abend dem Muster von einem Ehemann und Hausvater den Rest gegeben.

„Ei, Du verwünschter Hebräer!" fuhr sie den Armen an; „von der Stunde, als Du unser Haus betreten, ist kein Glück und Heil mehr darin gewesen. Schon um

Mitternacht hat der Merkel sein Päckchen gemacht und hat mir, die er aus dem Schlaf weckte, gesagt: ‚Adje wohl, Frau. Ich gehe davon und komme so bald nicht wieder, denn ich kann's hier nicht aushalten; der Schwertberger' — hörst Du's, Du schlechter Matthias? — ‚der Schwertberger ist mein Unglück und der Jude der Nagel zu meinem Sarg. Mach's wie Du kannst, Frau, ich muß fort und will Dir bald 'mal schreiben!' — Und zum Fenster hinaus war er — er wollte im Haus keinen Lärm machen, und da er alle Schliche weiß, gewiß in Zeit von ein paar Minuten draußen in der Schweiz."

„In der Schweiz!" sagte Matthias, wie aus einem Traum auffahrend. „Ich will ihm nachsetzen!"

„Den fangst Du nimmer, Matthias," bemerkte das Weib höhnisch; „da hätt'st Du früher aufstehen müssen: Der Merkel ist flink."

„Aber gute, liebe, brave Frau!" wagte Eppstein zu sagen; „Euer Mann wird doch nicht gegangen sein durch auf immer? Er wird doch wieder kommen zu seinen Kinderchen?"

„Das muß ich besser wissen," sprach die Frau trotzig; „ich kenn' ihn darauf. In der Furcht und Noth rennt er die halbe Welt aus. Wir sehen ihn nimmer wieder! Hi! hi! hi!"

Und die ganze Familie mit „Hi!" und „Hu!" folgte der Mutter, die außer sich auf die Straße lief, um den Nachbarn von Neuem ihr Unglück zu posaunen und sie zur Hülfe gegen Matthias und Moses aufzubieten.

„Fort? fort? die Welt auslaufen?" sagte Matthias mit Ingrimm und Bitterkeit; „warum soll ich's nicht thun wie er, um den Spitzbuben zu fangen? Adje, Mausche!"

„Gott, wo wollen Sie hin?“ fragte der Jude ängstlich und hielt den Sattler mit ausgespannten Armen auf. „Vergessen Sie, daß Sie mir sind schuldig? Ich höre wohl, daß auch Sie sind betrogen worden von dem Merkel... aber soll mich das kosten mein Geld? Soll ich an Ihnen so viel verlieren, als ich nicht gewonnen habe in fünf Jahren? Das werden Sie nicht wollen!“

„Narr!“ erwiederte Matthias; „hoffe Alles in der Welt, nur nicht, daß ich Dir die fünfzehnhundert Gulden zahle, denn ich selbst bin blutt wie eine Kirchenmaus, wie ein Frosch, wie ein junger Hund ... nackt wie das Elend in Person. Aber vielleicht erwische ich den Kerl in Zürich, in Bern, in Basel ... was weiß ich ... und müßt' ich unterwegs meinen Geist aufgeben! ...“

„Wie Sie doch nur konfus schwatzen mögen!“ schrie mit gesteigerter Angst der arme Moses; „Sie können den Merkel fangen — Sie können ihn aber auch nicht fangen. Was hab' ich davon, wenn Sie den Merkel nicht fangen? Wenn Sie unterwegs Dero Geist aufgeben, was thu' ich damit? Ich soll nicht hoffen? Nein doch, ich soll Alles hoffen in der Welt, nur nicht, daß Sie mich bezahlen!“ fuhr Moses fort und klammerte sich fester an seinen Mann. „Gut, ich will hoffen, wissen Sie was? Ich will hoffen auf Ihren Herrn Bruder, den lieben, freundlichen Mann, wie mir gesagt worden ist. Geben Sie mir eine Anweisung auf ihn, ein Zettelchen, ein kräftiges, und ich lasse Sie springen und Sie können meinetwegen laufen durch die halbe Welt, den Merkel zu fangen!“

„Weil Du mich denn doch in Gottes Namen nicht

loslassen willst!" sagte Matthias, hastig den gebotenen Ausweg ergreifend; „ein Stück Papier her, Mausche! Dort ist Tinte, ist eine Feder; gib nur Papier."

Damit war Moses gleich bei der Hand.

Matthias schrieb mit fliegender Hand: „Lieber Fridolin! Deine Warnungen waren gut, nützten mir aber nichts. Merkel ist ein schlechter Mensch, der mich um all' mein Geld betrog. Ich laufe ihm nach, kann ohnedieß nicht hier bleiben ... Wenn Du kannst ... wenn Du mir noch ein bischen wohl willst, so rette meine Ehre und befriedige den Ueberbringer, der Dir bezeugen wird, wie elend und arm und verzweifelnd ich von unserer Heimat Abschied nehme!"

Nachdem er diese Zeilen geschrieben, drückte Matthias dem Juden den Zettel in die Hand. „Eine bessere Anweisung kann ich Dir nicht geben!" sagte er, eine Thräne aus seinem Auge wischend.

Moses schlug den Zettel auseinander: „Gott, wo ist das eine Anweisung?" rief er verwundert aus; aber Matthias, nicht geneigt, ihm ferner Gehör zu geben, stieß den Alten, der ihn beim Knopfloch packen wollte, zurück und schwang sich zu demselben Fenster hinaus, durch welches Gevatter Merkel seine Flucht angetreten.

Der Jude schaute ihm etwas dumm nach; doch faßte er bald den Entschluß, der in dieser heiklen Lage der bessere war; er versuchte nicht lange, den Fliehenden durch Schreien aufzuhalten; wohl aber trat er selber den Rückzug an, bevor des Merkel Weib, die schon mit einer Kolonne von skandallustigen Nachbarn im Anzug war, ihn überfallen konnte. Ohne zu säumen, begab er sich auf die Marktstätte zu Fridolin.

„Ich habe wenig Hoffnung," sagte er zu sich selber, „doch will ich's wagen."

Auf welche Weise Fridolin, der noch nicht die Erinnerung an die widrigen Vorfälle des verwichenen Tages hatte niederkämpfen können, die Nachricht von Matthias' unrühmlicher Desertion und das Ansinnen desselben, noch einmal für ihn eine erkleckliche Summe zu bezahlen, aufnahm? Im Innersten abermals verletzt und empört von Matthias' unverbesserlicher Thorheit und Unbescheidenheit, sagte er dem Moses Eppstein ein entschiedenes Nein. Indessen, bevor er es ausgesprochen und während er den Zettel des Matthias wieder und noch einmal las, hatte der Jude mit von eigener Angst geschärftem Kennerblick Fridolin's Züge studirt und sowohl in diesen, als in den Worten des zürnenden, jedoch tiefbewegten Mannes die Grundlage gefunden, worauf er trotz der abschlägigen Antwort fortzubauen sich getraute. „Der Mann ist ehrlich," dachte er bei sich; „bei ihm ist mit der Ehrlichkeit deßhalb Alles auszurichten, mindestens mehr als mit anderen Mittelchen." Darum stellte sich Moses vor den Meister Schwertberger und sagte demselben mit dem natürlichsten Ausdruck, sowie mit dem offensten Gesicht: „Sie haben Recht, Herr Schwertberger, und so wie ich die Sache jetzt kenne, würde ich selber vielleicht, wenn's meinen eigenen Sohn gälte, nicht anders reden. Aber ich würde dann überlegen, zu wem ich das Nein gesagt und mich vielleicht dann anders besinnen. Wissen Sie was? ich bin ein ehrlicher Mann, ein dienstwilliger Mann, aber kein reicher Mann, kein Hamster, der zusammenscharrt, was er gestohlen, kein Wucherer, der sein Kapital verzinsen läßt zu achtzig bis

hundert Prozent. Ich bin nicht gekommen weder zum Merkel, noch zu Ihrem Bruder und habe gesagt: ‚Da, kauft meine Waare!‘ Der Merkel hat mich gesucht; ich hab' ihm gemakelt; sehen Sie, ich habe dafür nur angesetzt drei Prozent Provision. Ich habe dafür abgenutzt die Füße und die Zunge gar sehr. Sie werden mir sagen: ‚Du hast gewußt, daß mit der Waar' soll getrieben werden Contreband'.‘ Ich könnte Ihnen sagen: ‚Gott soll hüten, daß ich das gewußt habe!‘ und Sie müßten's glauben, gern oder nicht gern. Aber Sie sind ein kluger Mann, ein Mann von Welt. Ich will Ihnen sagen: ‚Ja, ich hab's gewußt.‘ Aber es ist nicht gewesen das erste Geschäftchen der Art, was ich mit vornehmen Kaufleuten — ich nenne sie nicht, aber ich kenne sie — gemacht habe, und es sind mir deren angetragen worden anderer Art, daß ich mich geschämt hätte, sie anzunehmen; Geschäftchen, begründet auf Ganferei und dergleichen, wie man sie den Juden antragt, weil man dafür hält, die Juden seien zu Allem gut oder schlecht genug. Aber ich bin ein ehrlicher Mann, kein Hehler und kein Stehler . . . aber die Contreband' geht mich nichts an; ich treib' sie nicht selber und schlechte Zeiten sind heuer bei Juden und Christen. Darum hauptsächlich hab' ich gemacht das Geschäft, und weil's auch mit dem Merkel nicht das erste war, so hab' ich mich verbürgt dem schweizer Kaufmann, der hat haben wollen Sicherheit. Jetzt ist die Waare gefallen in den See oder die Zollkassa. Der von Diessenhofen will bezahlt sein; Merkel und Ihr Bruder, die miteinander gekauft, wollen nicht zahlen. Was ist zu thun? Der Moses Eppstein muß blechen, Verlust haben statt Gewinn, Kon-

tribution statt Provision. Ist das denn gerecht? Sie können mir sagen: ‚Geh' hin und verklag' mich!' — Sie wissen, daß ich das nicht thue, schon deßwegen nicht, weil es nicht heißen soll, der Moses habe mitgeholfen zum Schmuggel in seinem eigenen Land, im Land unseres Großherzogs, den Gott erhalte bis in die spätesten Jahre; er ist ein gnädiger und barmherziger Herr, meiner Seel'. — Ich bin also gegen Sie, Herr Schwertberger, ohne Titel, ohne Anspruch, ohne Recht vor Gericht. Ich will Sie auch nicht zwingen mit Herumgehen in der Stadt und Wiedererzählen und Nennung Ihres Namens und Ihres Bruders, und mit Aufhetzerei und Verleumdung; das thut kein braver Mann. Es hat noch Niemand zu mir sagen dürfen: ‚Moses, halt's Maul, und ich geb' Dir so und so viel.' — Ich hab' also gar nichts, mich zu wehren gegen Ihr Nein, als nur — die Gerechtigkeit selber; nämlich die im Menschen drin lebt, und so auch in Ihnen vornehmlich, da Sie, will's Gott, unter Diejenigen zählen, die auf die innere Billigkeit hören und thun, wie sie wünschten, daß ihnen auch gethan werde. Und darum, denk' ich, werden Sie überlegen, daß ich bin ein armer Handelsjud, daß ich habe gehabt viel Lauferei und zwar aus meinem Sack, und daß Ihr Bruder es gewesen, der gekauft und verloren die Sach', für die ich mich in seinem Namen verbürgt habe. Finden Sie nach der Ueberlegung, daß der Moses, der seinerseits auch ehrlich und billig sein will, in seiner schlechten Lage zu viel verlangt, wenn er Ihnen vorschlägt, ihm — hören Sie wohl und passen Sie auf — ihm die Hälfte, sage siebenhundertundfünfundsechzig Gulden zu bezahlen statt der Totalsumme...

ich geb' Ihnen auch noch eine Frist mit schwachem Zins... finden Sie also das, so sagen Sie's frei heraus und der Moses nimmt den Sack auf den Buckel und wandert wieder fürbaß auf seinen alten müden Füßen, und hält streng Fasten mit seiner Familie ein paar Jahre lang und denkt bei sich selber: ‚Warum willst du auch mit Gewalt sein ein ehrlicher Mann?' — Nun, Herr Schwertberger?"

Fridolin, der seinerseits nicht minder, während Moses redete, den Juden gemustert hatte, warf, ehe er bestimmt antwortete, die Frage hin: „Und Ihr wolltet die Halbschied der ganzen Summe aus Eurem Sack an den diessenhofener Kaufmann hinauszahlen?"

Worauf Moses Eppstein: „Ich könnte Ihnen sagen, Herr Schwertberger, daß ich's thun will; aber das wäre gelogen. Nein, ich hoffe, daß mir der Diessenhofener, mit dem ich der Handelsgeschäfte schon viele gemacht habe, an denen er nicht wenig geprofitirt hat, die Halbscheid an der Summe erlassen werde. Eine Hand wäscht die andere in dieser Welt, mein lieber Herr. Ich bin ein armer Jude und kann für mein Theil nicht viel ausführen, wenn schon mir hat der alt' Worblinger zur Ehe gegeben seine Tochter; denn der alt' Worblinger ist zäh wie Pech und wird leben noch fünfzig Jahr nach meiner — g'segn's ihm Gott — aber ich kann Geschäftchen auftreiben, angeben, anleiten, vermitteln mit geringem Vortheil für mich und mit großem für Andere. Darauf kennt mich der Diessenhofener... Nun — was meinen Sie, Herr Schwertberger?"

Moses hatte äußerst richtig gerechnet, da er dem guten Meister mit der Ehrlichkeit auf den Hals rückte.

Er hatte seines Gegners schwache Seite vollkommen getroffen. Fridolin fragte sich in's Gewissen hinein, ob er's wohl über's Herz bringen könne, den armen Makler leer abfahren zu lassen und seines Bruders Ehre bemakelt zu sehen vor aller Welt? Wenn auch, worauf er nicht allzu fest hoffte, der Jude verschwiegen wäre — würde nicht des Merkel giftiges Weib die Geschichte in die Stadt schreien, ohne daß er, Fridolin, die Sache unterdrücken könnte?

„Ich gebe Euch meinetwegen gegen völlige Quittung die geforderten siebenhundert und etliche Gulden," sagte er ohne ferneres Zögern zum Juden. „Ich habe gerade Geld im Hause, da mir ein Kapitälchen zurückbezahlt wurde. Nehmt daher, unterschreibt und geht mit Gott. Ich will nicht Euren Schaden und vielleicht gibt mir der Matthias den Vorschuß doch einmal wieder. Thut mir den einzigen Gefallen, Moses, Euch nach meinem Bruder zu erkundigen und mir zu melden, wenn Ihr's erfahren solltet, wo er sich aufhält. Ich werd's Euch danken."

„Von ganzem Herzen!" betheuerte der dankbare, aus aller Noth gerissene Jude, empfing, bescheinigte und ging zufrieden wie ein Gott seiner Wege. „Gott sei Dank," sagte er fröhlich vor sich hin, „daß in dem verwünschten Handel der Jud nicht allein der Ehrliche hat sein müssen. Es gibt doch noch brave Leute unter den Christen. Sie sollen leben!"

Fridolin, vor seiner Geldschublade stehend und das wenige noch darin befindliche Metall durch die Finger schlüpfen lassend, sagte lächelnd: „Ich komme mir vor wie ein Verschwender, der sich beeilt, mit seinem väterlichen Erbtheil geschwind zu Ende zu kommen! Ich lasse

keine Gelegenheit vorbei, mich ärmer zu machen, und wenn ich zusammenzähle, was mir die verunglückte Fabrik, meines Bruders Unart gekostet hat und wie viel ich noch schulde an Rennerle und Klara, so sitze ich doch bis an den Hals in Verlegenheit. Aber Geduld, es kommt vielleicht besser! ... vielleicht auch noch schlimmer," setzte er hinzu. „Doch was macht das, wenn nur das Herz in Ruhe ist ... und das meinige ist jetzt in Frieden mit sich selber, Dank der tapfern Kunegunde und dem braven Mors, der den Obervogt wiederherstellt! Was jetzt in meinem Herzen vorgeht, ist freundlicher Natur, und namentlich in diesem Augenblicke wünschte ich, daß ich wüßte, wohin der arme Teufel von Matthias seinen Weg genommen. Meiner Treu', ich wäre im Stande, ihm die siebenhundert Gulden, die mir der Jude zum Präsent gemacht, als weiteres Geschenk zuzusenden, und wenn ich sie borgen müßte. Der arme Matthias, hat ihn nicht der Schurke von Merkel um Alles gebracht? Wie will er denn sich fortbringen? Was anfangen? Auf welche Weise Amerika erreichen? Armer, armer Bruder!"

Weil soeben der Stadtrath Muselmann in's Zimmer trat und Fridolin von demselben eine Zerstreuung erwartete, ging er dem Besucher mit dargestreckter Hand entgegen, sprechend: „Seien Sie willkommen, Herr Stadtrath. Was Gutes bringt Sie zu mir?"

Indessen aber bemerkte Fridolin, daß der Stadtrath verstörten und verlegenen Angesichts war, seine Perrücke schief sitzen hatte und bedauerlich die Achseln zuckte, während seine dicken schwarzen Augenbrauen wehmüthig zusammengezogen erschienen.

„Was Gutes?“ fragte Muſelmann mit derjenigen rauhen Betonung, die er kunſtreich annahm, wenn er ſein bewegtes Gemüth nicht zur Schau tragen wollte. „Nichts Gutes in natura, nicht einmal ein Surrogat, lieber Schwertberger. Es iſt Ihnen ſchon geſtern, ja ſeit langer Zeit mit Verdruß begegnet worden, aber das war nur blauer Dunſt und iſt Alles zu einem Saldo zu Ihren Gunſten ausgefallen. Ich wünſche Ihnen zu der Spitzbüberei von geſtern Glück; hab' gleich zum Settele geſagt: ‚Settele, geben Sie Achtung, an der Sach' wird kein Gran Wahrheit ſein und der Kerl, der todtgeſchlagene, iſt vielleicht gar nicht todt und vom Schwertberger noch bis dato nicht hingerichtet.‘ Und ſo war's denn auch, Gott ſei Dank. Aber heute muß ich kommen, weil die Poſt gekommen iſt, und zwar eine ſchlechte, aus dem Appenzell. Erſchrecken Sie nicht — ich wollte juſt heute mich auf's Papier ſetzen und hinſchreiben, da kommt mir Appenzell zuvor und . . . erſchrecken Sie ja nicht, Sie ſind ja ein Mannsbild, und Geſchehenes iſt nicht zu ändern — und ſie ſchreiben mir von dort, daß die Gundeling und Compagnie einen großen Totalbankerott gemacht haben und daß gar nichts zu retten geweſen. Da iſt denn nun auch der Mex ihr Geldlein drauf gegangen . . .“

„Allmächtiger Gott!“ rief Fridolin und griff nach dem Brief, den Muſelmann beſtürzt hinhielt, und las ihn mit ſteigender Traurigkeit durch. Es ſtand wahrhaftig ſo auf dem Blatte, wie der Stadtrath geſagt hatte. Nicht drei Prozente würden zu retten ſein, nicht einmal anderthalb, meldete gar tröſtlich der Korreſpondent.

„Arme Mex!“ seufzte Fridolin, die Hände faltend.

Indessen sagte Muselmann: „Man sollte in der That wünschen, man besäße gar kein Geld, wenn man nur alles Uebrige vollauf hat, so schwülstig werden heutzutag alle Spekulationen; 's ist nirgends ein Verlaß. Auch ich verliere an den Gundelings ein paar hundert Gulden an Spesen, Gebühren u. s. w. Doch wollt' ich ja herzlich gern allen Verlust entbehren, wenn nur die Mex ihre Sach' wieder hätte. Gewissermaßen freue ich mich aber, da meine Warnungen schon beim seligen Herrn, Ihrem Vater, nicht ihr rechtes Klima gefunden haben und nicht bei Ihnen. Mir war Appenzell schon lang verdächtig . . .“

„Und . . . Sie haben vollkommen Ursache, auf Ihre Warnungen zurückzukommen,“ fiel Fridolin schnell ein. „Zu Zeiten meines Vaters stand wohl dieß Kapital noch gut, allein ich habe die Sache auf die lange Bank geschoben . . . ich wollte nicht glauben . . . rechnete gar sehr auf die Biederherzigkeit unserer Nachbarn . . . nun, mit einem Wort, ich habe Alles verdorben. Mex darf nicht einen Heller verlieren, sie, die sich auf mich verließ als auf ihren natürlichen Vogt und Vormund. Sie darf namentlich jetzt nichts verlieren, da sie im Begriff steht, zu heirathen.“

„Da fallt der Himmel ein und die Sonne kriegt ein Loch!“ rief Muselmann verwundert aus.

„Nicht doch,“ antwortete Fridolin lebhaft. „Alles geht natürlich zu, es geschieht nicht einmal ein Wunder. Freund Strobel und Schwester Mex lieben sich, aber von der Liebe lebt sich's nicht, sie brauchen Geld. Strobel hat außer seinem letzten Erbschäftchen und dem Hause

nichts. Mex kann also von dem Ihrigen nicht einen Pfennig missen, und ich, der ihr Geld auf's Spiel gesetzt, muß ihr's auch ersetzen."

„Es ist aber viel," sagte bedenklich der Stadtrath, und Fridolin fuhr fort:

„Gerade nur so viel, als es ist und als der Mex gehört. Und das bitt' ich mir aus, daß Sie dem Mädel nicht das Wörtchen davon mittheilen. Ich weiß, was ich von ihr auszustehen hätte; sie würde nichts ersetzt haben wollen, sie würde ihre Heirath aufgeben... Gott behüte mich vor solcher Verwirrung. Dieses Haus ist schuldenfrei; kommen Sie, Stadtrath, wir suchen darauf einen Darleiher, der das Erbtheil der Mex wieder herstelle. Kommen Sie; wie sagten Sie? Geschehenes kann man nicht ungeschehen machen; aber was geschehen muß nach Ehr' und Recht und Pflicht, das thut man so bald als möglich!"

Ohne sich ferner lang zu besinnen und auf Muselmann's Vorstellungen zu hören, zog ihn Fridolin mit sich fort, und hauptsächlich dem Eifer des getreuen Bruders war zuzuschreiben, daß schon am Abend das Geld geschafft war und nach einigen Tagen der Braut, die von gar nichts wußte und ihren Verlust nicht von fern ahnte, übergeben werden konnte.

Der Hochzeitstag wurde festgesetzt. Fridolin verhehlte nicht seine Freude, schwieg aber von seiner allerdings bedrängten Lage.

Indessen — wer weiß, wie's kam? Hatte Rennerle zu vielen Leuten seine Besorgnisse wegen des Kaufschillings, den ihm Fridolin schuldete, vertraut? Oder war Muselmann, um seines jungen Freundes gründliche Recht-

schaffenheit gehörig an's Licht der Welt zu stellen, weniger verschwiegen, als ihm oblag, gewesen? Auf einmal redete geheimnißvoll die ganze Stadt von Fridolin's Vermögenszerrüttung; bedauernd zwar für dießmal, — denn es war doch aufgefallen, daß die grimmigsten Feinde des verleumdeten Mannes hatten die schmählichste Flucht ergreifen müssen, und die Stadt war ziemlich geneigt, jetzt einmal wieder Fridolin's Partie zu nehmen; aber das Bedauern und Mitleid ist ebenso schwatzhaft leider als die Schadenfreude und ruinirt ebenso sicher den Kredit des Gewerbsmannes, ehe derselbe sich dessen versieht, — ohne daß er's weiß.

In jenen Tagen reiste Klara am Vorabend der Hochzeit ihrer Freundin Nanette und in Begleitung der frommen, vielgetäuschten Cäcilie ab, um sich in das Kloster zu flüchten, das für Cäcilie schon ein Haus der Genesung geworden war. Der Abschied von Fridolin und der schwarzen Mex war herzzerreißend. Der Vaterstadt selbst wendete Klara stolz den Rücken.

„Ich wünsche, daß Du glücklich seiest, doch hoffe ich es nicht," sagte sie zu der bräutlichen Schwester; „die Männer sind allzu schlecht." Das letzte Wort an ihren Bruder war: „Wenn Du klug bist, Fridolin, so heiratheſt Du in Deinem Leben nicht; die Weiber, glaub' mir, taugen alle nicht viel."

Fridolin und Mex waren Beide nicht allzu sehr der Meinung ihrer Schwester und: „Was gilt's, die Klärel heirathet, ehe wir daran denken?" sagte Strobel muthwillig; „wenn Einer sie im Klosterrock sähe, so wär' er weg und verloren! Ich weiß, was es mich gekostet hat, mich von ihrer Verzauberung frei zu machen! Und sie

— wenn schon sie mich nicht leiden mochte ... sie ist auch nicht von Blei, will ich meinen!“ — —

Es vergingen ein paar Wochen. Den Brautleuten dünkten sie kurz. Dem armen Fridolin zogen sie sich lang aus, wie Monate mit den längsten Tagen. Jeder Tag brachte seine Verdrießlichkeit. Geldsachen auf Geldsachen drängten sich. Wer nur die geringste Kleinigkeit an Fridolin zu fordern hatte, suchte sich bezahlt zu machen.

„Er ist ein ehrlicher Mann,“ sagten die Leute, „aber er wird sich nicht halten können! Schon hat er außer der Fabrik, sozusagen, die Werkstatt und sein Geschäft aufgegeben und verkauft zu jedem Preis seinen Möbelvorrath; schon hat er Niemand mehr als den Landshuter in seinem Dienst und derselbe hat kaum Arbeit genug für den Tag!“

Es gab auch wohl Leute, die sich besser anließen. Muselmann, Doktor Mors, ja sogar der Fabrikant Wapler, der zu besseren Gesinnungen zurückgekommen war, besuchten den Schreinermeister, sprachen mit ihm von seiner Lage, boten ihm Kredit und Hülfe an, aber ruhig schlug Fridolin ihre Anerbietungen aus.

„Ich helfe mir wohl noch selbst,“ sprach er; „das Unglück hält wohl nicht ewig an, so wenig wie das Glück. Meine Mitbürger, die mir so weh gethan, lernen mich vielleicht doch endlich kennen ... Und wenn dieses Alles nicht eintreten sollte ... muß ich eben anderswo mein Glück versuchen. Ich bin jung, verstehe mein Handwerk und werde mich durchbringen; für mich ist mir nicht bange. Ein Anderes ist aber das Scheiden vom Vaterland! Ich möchte es nicht gern verlassen, gewiß nicht; indessen — wie Gott will!“

Fridolin hatte daneben noch besondere Gedanken, die er aber für sich behielt; Gedanken, die er selber phantastische schalt, wenn er gleich denselben mit Freuden nachhing.

Um jene Zeit herum war's ... da trat einmal unversehens in Fridolin's Werkstätte der Herr Finanzrath Alexander ein, geputzt, als ob er in einen großen Galacirkel zu gehen vorhätte, eine Rose im Knopfloch und ein höchst zufriedenes Lächeln um den Mund.

„Lieber Nachbar," sprach er süß und hold, „ich habe hinter den Fenstern Ihres Magazins einen Schrank gesehen, im Renaissancegeschmack, ganz unvergleichlich ausgeführt. Liebster, Sie verkaufen ihn doch?"

„Versteht sich, Herr Finanzrath. Dazu ist die Waare da."

„Sehen Sie, lieber Nachbar, ich habe bei einer freundlichen Bekannten einen ganz ähnlichen Schrank gesehen; sie gleichen sich wie Zwillinge. Man hat gewünscht, das Seitenstück zu haben, und ich möchte wohl den Wunsch erfüllen, wenn ..."

„So ich mich nicht irre, so hat die Frau von Maulbeer aus meines Vaters Magazin das Pendant jenes Schranks gekauft."

Alexander ließ sich nicht auf nähere Bezeichnung ein, untersuchte den fraglichen Schrank, nickte zufrieden mit dem Kopf und fragte nach dem Preis. Als Fridolin denselben genannt, fand ihn der Finanzrath zu hoch, handelte so viel ab, als möglich war, und erst nachdem er den festen Preis gestellt, erklärte er, sich zum Kauf nur dann entschließen zu wollen, wenn der Meister einen Tausch eingehen wolle. Er habe in seiner Wohnung einen

Schrank, den er gern schon lang als unpassend verhandelt hätte, und wolle denselben beim Kauf für eine gewisse Summe drangeben. Fridolin machte anfänglich einige und zwar große Bedenklichkeiten. Als jedoch der Finanzrath zu wiederholten Malen sprach: „So kommen Sie nur einmal zu mir hinüber und schauen Sie sich das Möbel an," da wurde der Schreiner geduldiger und handlicher und sagte endlich: „Wenn Sie es denn erlauben, so bin ich einmal so frei, Herr Finanzrath."

„Gleich, alsogleich; just hab' ich ein paar Minuten Zeit!" rief Alexander, dem es pressirte, und alsobald nahm er den Nachbar am Arm, schleppte ihn über die Straße, in sein Haus, die Treppe hinan, in's Zimmer hinein.

Ach! da ging für den guten Fridolin wieder das Paradiesgärtlein seiner frühern Jugend auf, die Zeiten Eberle's, der schönen jungfräulichen Kunegunde nahten aus der nicht gar fernen Vergangenheit herüber ... aber es waren nur Mahnungen, die kein trübes Gefühl aufregten. Die Gemächer waren just wie dazumal von einer schönen Sonne verklärt. — —

„Mimi, da ist unser Nachbar, unser wackerer Nachbar Schwertberger!" rief der Finanzrath in seiner Tochter Kabinet; „er kommt, um den Schreibtisch anzusehen. Bist Du allein, bist Du beschäftigt, dürfen wir eintreten?"

„Ach, von Herzen gern!" antwortete die holde Mimi, öffnete ihre Thür und bewillkommte den Nachbar mit einer so natürlichen Grazie, daß mancher ältere Junggeselle davon entzückt und beglückt worden wäre. Dem Fridolin verging fast der Athem.

„Sehen Sie diesen altfränkischen Burschen!“ sagte Alexander, das Möbelstück etwas in's Licht rückend; „ist das nicht ein Prachtexemplar? Eh bien, weil er meiner Mimi gar so unbequem ist . . .“

Das Mädchen nickte lächelnd und versetzte: „Er paßt so gar nicht in dieses kleine Zimmer.“

„Und weil ohnehin vielleicht bald noch größere Veränderungen in diesem Hause vorgehen werden,“ fuhr Alexander mit verschmitztem Lächeln fort — Mimi aber wurde flammroth und schlug die Augen verdüstert nieder — „so will ich dieses Prachtstück für ein wahres Spottgeld an Sie im Tausch hingeben, Herr Schwertberger,“ beschloß Alexander seine Rede, und hätte er nicht dabei noch verschmitzter gelacht, als zu Anfang, er hätte bemerken müssen, daß Fridolin mit nichten roth, wohl aber weiß geworden war.

„Herrgott!“ dachte Fridolin soeben, kreideweiß werdend, „da haben wir's, sie verheirathet sich . . . o abscheuliche Veränderung!“

Inzwischen nannte Alexander einen Preis, der so enorm klang, daß Fridolin nothwendigerweise darüber wieder zu sich selbst kommen und seine natürlichste Farbe wieder annehmen mußte.

„Zu theuer!“ rief er. „Herr Finanzrath, wenn ich den Handel, wie Sie mir vorschlagen, einginge, müßte man mich mundtodt machen, weiß Gott!“

„Mundtodt? Was für ein schlechter Spaß!“ lächelte Alexander entgegen. „Lieber Nachbar, Sie sind als ein kluger Mann bekannt, wenn auch Ihre Geschäfte nicht zum Besten gehen, nehmen Sie's nicht übel. Allein, was nicht ist, kann werden. Ich habe schon Manchen

gekannt, der eine Zeit gedrückt im Geschäfte stand und alsdann wie der Vogel Phönix aus dem Neste aufflog. Verlieren Sie darum nicht den Muth, lieber Nachbar."

Fridolin schaute betroffen zum Finanzrath auf und begegnete den Blicken Mimi's, die da zu sagen schienen: „Vergib doch meinem brutalen Herrn Vater, der Dir gegenüber seine Reichemannsstellung mißbraucht; ich mißbillige, was er sagt."

Und dieser Fürbitte gab Fridolin gehörige Folge, indem er es bei einem Blick auf den Finanzrath bewenden ließ und demselben gestattete, sich weiter auszusprechen.

„Sehen Sie," fuhr Alexander fort, „eine Hand wäscht die andere in dieser Welt — (derselbe Kernspruch, wie ihn Moses Eppstein seiner Zeit vorgebracht hatte) — und wir wissen nicht, wie wir einander auf Erden brauchen, nicht wahr? Gesetzt, lieber Nachbar, Sie ließen sich einfallen, mich, Ihren nachbarlichen Freund und gehorsamen Diener, einst auszuersehen, Ihres Glückes Schmied sein zu dürfen, nämlich, Ihnen mit einem Kapitälchen zur Errichtung eines andern lukrativen Geschäfts unter die Arme zu greifen. Glauben Sie nicht ... gewiß wird die Zeit und der Fall vorkommen; es haben sich schon sehr viele Leute in ähnlichen Lagen mit Nutzen an mich gewendet — glauben Sie nicht, daß ich geschwinder auf Ihre Vorschläge eingehen werde, wenn ich mir sagen kann: ‚Herr Schwertberger hat dir seiner Zeit einen annehmbaren Preis für einen Schrank gegeben, den du ihm verkaufteſt? Er ist ein Mann, der zu leben weiß, und daher des Vertrauens und aller Unterstützung würdig'? He, glauben Sie nicht?"

„Aber, lieber Vater ...“ ermahnte Mimi, deren Verlegenheit mit der Unbescheidenheit des Vaters wuchs ... „ich dächte, Sie könnten das alte Stück wohlfeiler geben, da Herr Schwertberger uns zum ersten Male mit seinem Besuche beehrt.“

„Recht; Ehre ist Eins, Geld ist ein Anderes,“ entgegnete Alexander ruhig; „hier handelt sich's vom Geld und meine unerfahrene Mimi ahnt gar nicht einmal, wie viel dieser Rokokoschrank werth ist.“ — Bei diesen Worten machte Alexander ein überaus diplomatisches Gesicht, aber schnell setzte er und leutselig hinzu: „Damit Sie indessen nicht glauben, als ob Sie zu thun hätten mit einem Ju — mit einem geizigen Manne, wollt' ich sagen — so will ich gern etwas von meiner Forderung ablassen. Mimi will es und meiner Mimi hab' ich nie etwas verweigert, ihr niemals Unfreundlichkeit bewiesen.“

Wenn man bei dieser Rede die schöne Mimi ansah, so hätte man nicht glauben sollen, daß der Finanzrath die Wahrheit sagte. Das Mädchen sah verdrossen, mit kläglich geklemmten Lippen in den Tag hinein, halb von Fridolin abgewendet; aber Fridolin merkte doch, daß eine gewisse Bitterkeit in ihrer Seele aufkochte.

Um den Auftritt, der dem Mädchen peinlich wurde und nicht weniger ihm selber, zu beendigen, handelte der Meister noch eine Weile an Alexander's Preis herum und schlug dann, immer noch im Nachtheil stehend, ein, den Handel fertig machend.

Der Finanzrath war außer sich vor Freude. „Charmant,“ sagte er, „ich werde ... meine Mimi wird den Schrank bei Gelegenheit ausräumen und es Ihnen an-

zeigen. Was den andern betrifft, so will ich ... ich gehe ein paar Schritte mit Ihnen, Meister. Adieu, Mimi; ich werde ohne Zweifel draußen essen ... warte nicht auf mich ... Kommen Sie, lieber Nachbar!"

Sie gingen selbander weg, Fridolin mit einer tiefen Verbeugung gegen Mimi, die unbeschreiblich freundlich erwiedert wurde.

Mimi sah den Herren durch's Fenster nach und hatte das Vergnügen, lange nachzusehen, da der Herren Gespräch vor dem Schwertbergerhause noch einige Zeit dauerte. Der Finanzrath nämlich, versichert, von seiner Tochter nicht gehört zu werden, sagte eilfertig und vertraulich zu Fridolin: „Schicken Sie doch den gekauften Schrank noch heute Nachmittag auf das Gut der Frau von Maulbeer. Ich selbst werde zugegen sein; und wo nicht, so weiß die Dame doch, von wem das Geschenk kommt. Wir finden uns dann bei Gelegenheit ab. Nicht wahr?"

Er tänzelte von dannen, als wäre er noch einmal in sein zwanzigstes Jahr getreten, der reife Herr Finanzrath. Er schwelgte in einem Glücke, das um so reizender, als es geheimnißvoll war. Aber wir wissen nicht, was der nächste Augenblick bringt. Wir denken, aber höhere Mächte lenken. Es sollte dem Finanzrath nicht so gut werden, sein Geschenk in Person der Beschenkten überreichen zu dürfen; denn bei Tisch erreichte den würdigen Herrn eine Staffette aus Frankfurt, die einen Brief brachte, einen gefährlichen, dringenden, hinreißenden, indem es sich darin handelte von vielen Tausenden von Thalern, die auf der Kippe standen und gewonnen und verloren werden konnten, je nachdem; — wenn nicht der Finanzrath selber, Extrapost und Eisen-

bahn zu Hülfe nehmend, an einem bestimmten Tage, zur bestimmten Stunde in der Handelsstadt am Main eintraf; — und die Zeit war wahrhaftig kurz und knapp gemessen. Daher galt es die entsetzlichste Eile, und Alexander — wenn die Rede vom Klingenden war — hatte Muth und Thatkraft und Rüstigkeit trotz Einem, war nicht der Mann, der da lange fackelte. Deßwegen faßte er sich kurz, flog nach kargem Abschied von der Maulbeer und von seiner Tochter im leichten Wagen von dannen und hatte nichts Anderes im Kopf, als Frankfurt und die vielen Tausende, die auf der Kippe standen. Zum Glück hatte er der Maulbeer schon im Voraus sein Präsent angekündigt; er hätte im Augenblick des Scheidens wahrlich nicht daran gedacht, wie überhaupt nicht an irgend einen Rokokoschrank der ganzen civilisirten Welt.

Der gute Herr war erst ein paar Tage außen und schon empfand Fridolin eine gewisse sehnsüchtige Unruhe, ein dringendes Verlangen nach dem Möbel, das er dem Finanzrath durch Tausch abgehandelt. Die Sehnsucht nach dem besagten Gegenstand verleitete ihn zu einer kleinen Lüge. Er ging nämlich zu Fräulein Mimi hinüber und gab vor, er habe eben jetzt eine Gelegenheit, den Schrank zu verkaufen und bat um dessen Uebermachung. Mimi war freundlich wie ein schöner Frühlingstag und versprach gar gern, was der Meister begehrte. Inzwischen kam ein Besuch herbei und das Gespräch brach ab. Aber am nächsten Tage ließ Mimi, die pünktliche, dem Meister sagen, sie habe den Schrank ausgeräumt und derselbe stehe zur Verfügung. Wie der Wind so schnell kam Schwertberger mit seinem Lands-

hüter und einem Dammträgel, das kostbare Stück dem Hause zu entführen. Als die Leute ihre Bürde weggetragen und auch Fridolin, zögernd freilich, von Mimi Abschied nehmen wollte, sagte Letztere: „Mein Vater hat Sie wohl neulich gekränkt und verstimmt? Rechnen Sie es ihm nicht an, er denkt nichts Schlimmes dabei, wenn er so unbefangen herausgeht mit der Sprache. Von Herzen ist er gut und wenn er Ihnen in irgend etwas dienen könnte, so würde er bestimmt es gerne thun . . .“

„Sie beschämen mich, Fräulein,“ erwiederte Fridolin; „ich habe nicht das Recht, einem erfahrenen und ältern Manne gegenüber empfindlich zu sein, wenn er mir einen Rath zu geben oder seine Hülfe anzutragen beabsichtigt; am wenigsten möchte ich die Worte des Mannes, der das Glück hat, Ihr Vater zu sein, mißdeuten.“

Mimi wendete sich verlegen zum Fenster: „Sehen Sie, eben wird der Schreibeschrank in Ihr Haus gebracht,“ sagte sie; „es thut mir leid um ihn, obschon er ein unförmliches Stück Arbeit ist und nicht eigentlich in mein Zimmerchen paßt. Aber, mein Gott,“ setzte sie betrübt hinzu; „werde ich selber denn noch lange in dieses Haus passen?“

Diese Aeußerung ging dem guten Meister wie ein Messerstich mitten durch's Herz, und da das Mädchen bewegt innehielt, fragte er nicht minder bewegt: „Ihr Herr Vater redete neulich schon von Veränderungen . . .?“

„Ja, ja,“ antwortete Mimi schmerzlich erregt; „so ist's, so wird es kommen, so muß es kommen. Aber, sagen Sie selber, ob es nicht kläglich ist, ein Haus meiden zu müssen, in das man sich kaum eingewohnt hat? ein Haus, das mir so lieb geworden? . . . ein Haus . . .“

Hier drohte das Weinen der schönen Mimi Rede unterbrechen zu wollen, daher unterdrückte sie behende so Rede als Weinen, machte eine kurze Verbeugung und eilte mit den Worten: „Guten Abend, Herr Schwertberger ... ich hielt Sie schon zu lange auf!“ ... in ihr Kabinet zurück.

Fridolin machte natürlich „Kehrt“ und ging tiefsinnig heim.

„Es gibt doch Häuser,“ sagte er sich, „die mit einem Menschen was Besonderes zu thun haben und ihm irgendwie auffstößig werden. So geht mir's mit dem Eberlehaus; ich kann nicht eine Minute darin verweilen, ohne daß mein Blut und meine Seele zugleich unruhig werden und in Brand gerathen!“

Zu Hause setzte er sich in der Werkstatt vor dem Schrank nieder, nachdem er alle Zeugen entfernt, und sprach wiederum in sein eigen Ohr: „Mit Fleiß hab' ich drüben keinen Blick in das Möbel geworfen ... und jetzt fehlt mir beinahe der Muth, es zu durchsuchen, wie ich wohl sollte. Es wäre doch gar zu entsetzlich, wenn sie nicht einmal ein Bändchen, einen Spitzenstreif ... ach, nur eine Feder, womit sie geschrieben — in dem Kasten gelassen hätte! Sie muß doch schon gemerkt haben, wie gut ich ihr bin, und ein kleines, aber unschätzbares Andenken könnte sie mir wohl gönnen! Wie lange noch und die grausame Veränderung, wovon sie sprach, wird eintreten! Ein Glücklicher wird sie heimführen! Vielleicht ... mir ahnt so etwas ... ist sie nicht recht damit einverstanden, aber was ändert das? Jene Geldmenschen sehen ja in dem Bund der Ehe nur eine Spekulation, einen Tauschvertrag ...! Indessen, frisch gewagt; es müßte schlimm sein, wenn ich in diesem dick-

leibigen Schelm von Nußbaumholz nicht etwas fände, das mir paßt!“ — Er öffnete, suchte ... und fand nicht, was er suchte. Das Glück ist eben nicht immer dem Liebenden hold und nicht immer findet, wer da sucht! — Eine alte Wahrheit! —

Was geschah aber ungefähr zur selben Zeit, als Fridolin nicht antraf, was er meinte, und vielleicht fand, was er nicht suchte? Im schnellen Wagen, Tag und Nacht gejagt von Freude und Galanterie, kehrte der Finanzrath zurück und fuhr alsogleich an dem Landhause seiner Freundin Maulbeer vor. Zufällig war seine Tochter, der er auf die Seele gebunden, die einsame Maulbeer mit ihrem Besuche fleißig zu ergötzen, auf dem Gute, plaudernd und Alles eher erwartend, als die schnelle Rückkehr des Vaters. — Um so größer war die Freude und zwar noch einmal so groß als gewöhnlich, da der Finanzrath so heiter, so zufrieden wiederkehrte; denn Alles war ihm gelungen, Alles hatte er durchgesetzt, war Sieger geblieben in allen Ecken und Enden. Der Abend war der herrlichste, den man sich denken konnte. Die Maulbeer ließ alle ihre Grazien los, der Finanzrath all' seinen Witz, sogar Mimi vergaß die verschiedenartigen Lasten, die auf ihrem Herzen drückten, und lachte und scherzte. Aber wie bald wandelt sich Fröhlichkeit in Bestürzung? — Gelegentlich wurde des schönen Geschenks Erwähnung gethan, womit Alexander seiner Freundin gehuldigt. Es war natürlich, daß bei dieser Gelegenheit Mimi, die sich ihres Nachbarn gern erinnerte, dem Vater leise mittheilte, daß Schwertberger bereits den Schrank, der ihm gehöre, abgeholt habe. — Jetzt, zu Mimi's Verwunderung, änderte sich plötzlich die Szene. Des

Finanzraths heitere Stirne verdüsterte sich wie der gewitterliche Himmel ... sein Lächeln verkehrte sich in schauderhafte Züge des Schreckens und des Zorns.

„Unglückliche!“ rief er aus, „Du hast den Schrank überliefert ohne mein Wissen ... ohne meinen Befehl und Einwilligung? Mimi! Mimi! welches Unheil säest Du auf den Pfad Deines getreuen Vaters? Weh' mir, weh'! Kaum heimgekehrt, muß meines Kindes unbesonnene That mich stürzen in's Unglück, in's Herzeleid? Was helfen mir die guten frankfurter Geschäfte, wenn ich zu Hause gleich elende, verdorbene, schlechte und verderbliche finde? — Theure Freundin, liebste Maulbeer! Sie staunen, aber ich habe keine Zeit, Ihnen Alles zu erklären ... bin auch zu bewegt und angegriffen dazu ... aber Eile thut noth ... lassen Sie Ihren Wagen vorfahren ... daß ich fliege, um zu retten ... was noch zu retten ist ...! Aber — wird noch etwas zu retten sein?“

Die Maulbeer, vom Ungestüm ihres Freundes hingerissen, befahl, wie er wünschte. Im Nu stand die Kalesche angespannt vor der Thür. Alexander wies die Begleitung seiner Tochter, die sich gern mit ihm verständigt hätte, entschieden despotisch zurück.

„Ich kehre wieder ...“ sagte er drohend; „wir sprechen mit einander, Mimi! Wir sprechen scharf mit einander, wenn, wie ich nicht anders hoffe, all' meine Eile vergebens ist. Während dessen bleib' hier und warte mein. Ich würde Dich vor Zorn umbringen müssen, wenn Du an meiner Seite im Wagen säßest!“

Die Weiber verzweifelten schier in ihrer Unwissenheit und Ungewißheit. Alexander setzte dem Kutscher silberne Sporen in die Rippen und binnen wenigen Minuten

jagte der Wagen zur Stadt; ein paar Minuten darauf rumpelte er mit großem Geräusch vor Schwertberger's Werkstätte an.

Der Meister blinzelte durch's Fenster. „Aha, ich merke etwas," sagte er nicht ohne Verlegenheit und unschlüssig, wie er den Finanzrath zu empfangen habe. Indessen nahm er mit Gewalt ein lächelnd Gesicht vor und ging dem gestrengen zornigen Herrn entgegen.

„Ei, Herr Finanzrath, willkommen! So früh zurück? Und in dieser späten Abendstunde noch schenken Sie mir die Ehre? Was steht zu Befehl? womit kann ich dienen?"

„Mit Aufrichtigkeit," herrschte ihm Alexander zu, „mit reiner glatter Beichte, Herr Schwertberger. Machen Sie kein Federlesens. Sagen Sie die Wahrheit."

„Wie kommen Sie mir vor?" fragte Fridolin, eine schreckhafte Ueberraschung nicht verhehlend.

„Wie ein Mann, der sein bischen Hab und Gut sucht, das ihm sein leichtsinniges Kind verschleudert hat!" antwortete Alexander aufrührerisch. „Aha! dort steht der Schrank. He, was macht der Schrank da?"

„Der Kasten ist mein durch Kauf und Tausch und darum ließ ich ihn holen."

„Zum Teufel! Mimi hätte ihn nicht ausfolgen sollen!"

„So? mein Eigenthum?"

Indessen war Alexander zum Kasten gelaufen und fand die Thüre desselben offen.

„Ha, schon offen? schon durchsucht?" schrie er, als läge er auf der Folter.

„Nun freilich; ich werde doch durchsuchen dürfen, was mir gehört, was mein ist?"

„Wehe, schreit Wehe!" hob Alexander wieder an

und zwar außer sich, denn er hatte den Kasten ganz geöffnet und mit Schrecken gesehen, daß alle Schubladen offen standen; „hier ist visitirt, hier ist mit unheiliger Hand gewirthschaftet worden!“

„Herr Finanzrath, was fällt Ihnen ein?“

„Was mir einfällt?“ fragte Alexander halb blödsinnig, zitternd und blaß und zog eine Schublade vollends heraus und sah dahinter in eine sogenannte Cachette, die ebenfalls durchsucht worden war; „mir fällt ein, daß Sie auch diese geheime Lade aufgespürt haben, daß Gott erbarm'!“

„Allerdings; bin ich umsonst vom Handwerk? Darf ich nicht um die Heimlichkeiten meines Eigenthums wissen?“ fragte hinwiederum Fridolin ganz keck.

„Ich sterbe auf dem Fleck!“ rief Alexander mit gerungenen Händen; „Sie haben gefunden ...?“

„Allerdings habe ich.“

„Geben Sie's heraus!“ brach der Finanzrath los und faßte flehend die Hände des Meisters.

„Wissen Sie, daß der Schrank mein Eigenthum?“ versetzte der Meister.

„Geben Sie's heraus!“ bat der Finanzrath dringender; „machen Sie nicht, daß ich Sie vor Gericht verklage ...!“

„Und wenn ich leugne?“

„Nachbar, Meister Schwertberger! Sie werden doch nicht ein Schuft sein? Sie sind ein herabgekommener Handwerksmann ... Sie brauchen Geld, ich begreife, daß die Armuth schlecht macht ... aber seien Sie nur dießmal noch ein bischen ehrlich! Es soll Ihr Schade nicht sein! Ich will Ihnen Geld darleihen zu

billigen Prozenten; Sie sollen meine Kundschaft haben; ich will . . ."

„Was wollen Sie?"

„Ich will mir das Blut aus den Adern zapfen und Ihnen ohne Versatz überlassen . . . aber, wenn Sie sich weigern . . ."

„Gekauft ist gekauft, Herr Finanzrath, und versehen ist auch verspielt."

„Gekauft? verspielt? Sie machen mich toll, Herr Schwertberger . . . aber, wie ich Ihnen sage: ich verklage Sie! Unsere Justiz heißt nichts, oder ich bekomme mein Recht. Und wenn nicht, so soll mir für allen Verlust und alle Kosten das mütterliche Vermögen der Mimi stehen, der Mimi, die mich betrogen, belogen, bestohlen, zu Grunde gerichtet hat!"

Der so ungerecht in die Tobrede des Finanzraths verwickelte Name eines Mädchens, das ihm ehrwürdig war, vermochte den Meister Schwertberger, plötzlich auf seinem Wege umzukehren.

„Beruhigen Sie sich," sagte er lächelnd zu dem knirschenden Alexander; „ich habe zwar gefunden, was Sie meinen, aber schon seit einer Stunde liegt es wohl versiegelt in Ihrem Hause und Sie wüßten längst darum, wenn Fräulein Mimi noch zu Hause gewesen wäre."

Nun wäre Alexander beinahe ohnmächtig geworden.

„Mensch, Engel, boshafter Satan, lieber Kerl!" schrie er auf und umarmte den Meister bis zum Ersticken; „ist's möglich? ist's wahr? So viele Ehrlichkeit bei so viel Mangel und Verlegenheit? Warum aber, Bester, ließen Sie mich zappeln? warum sagten Sie nicht gleich . . . ?"

„Ich wollte zur Genüge sehen, wie ein reicher Mann verzweifelt, wenn ihm ein Geldsack durch die Finger fiel," antwortete mit einer höflichen Verbeugung und lächelnd der brave Meister.

Mit einem Sprung war Alexander draußen, drüben in seinem Hause, auf dem Zimmer seiner Tochter.

„Ein Paket?" rief er die Köchin an.

„Dort liegt's," antwortete das Mädchen. Und es war wirklich dem also. Fest eingesiegelt lagen darin zehn französische Banknoten, zu tausend Franken das Stück, die einmal Herr Alexander, seinem Systeme getreu, das vorräthige Geld nicht auf einem Haufen liegen zu lassen, in der Cachette verborgen und am Tag der übereilten Reise ganz vergessen hatte. — Nach einem kurzen Dankgebet, als hätte er den letzten Groschen, der ihm auf Erden übrig geblieben, von Verlust gerettet, eilte Alexander zu seinem Wagen und wollte seiner Dankbarkeit Versicherung in die Werkstätte rufen; allein Fridolin, dieses voraussehend, hatte sich zurückgezogen und erzählte im obern Stockwerk seiner Mex und seinem Strobel den ganzen Spaß.

— — Es war ein seltsames Zusammentreffen in der Zeit, daß eben an demselben Abend drüben in der Schweiz auf einem abgelegenen Dorf in eine versteckte Hütte ein Mann einschlich, der einem Vagabunden ähnlich sah, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Der Mann war Matthias, der seit mehreren Wochen überall vergeblich seinen schlimmen Gevatter gesucht hatte und dem nunmehr kein Heller im Sack geblieben von allen Almosen, die er handwerksburschenmäßig zusammengefochten; daneben nicht mehr die Sohle auf den Schuhen, das

Hemd am Leibe. — Als der Besitzer der Hütte dem Landstreicher entgegenkam und ihn mit Verwunderung betrachtete, sagte Matthias, erschöpft von Elend und Müdigkeit:

„Wißt Ihr noch, Güegi, was Ihr mir einstmals im Fuchsloch gesagt habt? Wenn Ihr verlumpt seid, wenn das Elend Eure Nächte schlaflos legt, — wenn Ihr nichts mehr in der Welt habt, als das Sprüchlein: ‚Was du willst, das darfst du!‘ dann suchet mich auf und wir wollen weiter in der Sach' schwätzen. Erinnert Ihr Euch noch? Da bin ich, Doktor, und wie steht's mit dem Pfaffensack ohne Boden?“

„Grüezzi!“ machte der Roßdoktor; „Euch hab' ich, beim Donner, schon lang erwartet!“ — —

Sechstes Kapitel.

Aus dem Familienbuch.

Mehrere Wochen nach den im vorigen Kapitel gemeldeten Ereignissen verzeichnete Fridolin in das große Familienbuch was folgt:

„Wenn ich überschaue, was ich seit nicht völlig einem Jahr als eine Fortsetzung der Schwertberger'schen Hauschronik niedergeschrieben habe, so sehe ich mit Verwunderung, daß ich in diesen wenigen Monaten mehr zusammengebracht habe — an Schrift und Gedenknissen — als mein guter seliger Vater im ganzen Laufe seines Lebens. Es ist eben die Eigenthümlichkeit unserer Zeit, daß sie schreibselig geworden, wie noch niemals, seit die Welt steht, und leider kann sich, wie ich erfahre, nicht einmal ein armer Schreinermeister, dem der Hobel besser zur Hand steht als die Feder, der genannten Schreibseligkeit erwehren. Dieses bedenkend — zugleich um meinem Nachfolger leicht zu machen, meine übergroße Schreiberei aus dem Buch zu entfernen, führe ich mein Wesen in fliegenden Heften aus, die einst das Schicksal haben mögen in Gottes Namen, das ihnen bestimmt ist. Wahrlich ist es nicht die Eitelkeit, die mich zur weit-

läufigen Verzeichnung meiner Begegnisse anleitet, denn ich habe meistens bis daher nur Unglück oder Schwäche und Fehler von mir zu erzählen; aber mir ist das Schreibgeschäft zum Trost geworden, da ich dem stummen Papier mittheile, was mir nicht mehr über die Zunge kommt, weil ich jetzt gar Niemand mehr habe, dem ich meines Lebens Wohl und Weh' vertrauen könnte. Das Klärel scheint mit dem Kloster Ernst machen zu wollen — ich hätte dem Mädel nicht für vierzehn Tage die Standhaftigkeit zugetraut . . . und Maximiliane ist richtig vorgestern Strobel's Frau geworden und somit in andere Pflichten und Obliegenheiten übergegangen. — Der Hochzeittag war mir ein wohlthuender, obgleich er mich die beste Freundin kostete. Ich war lange nicht so vergnügt gewesen. Am Morgen in der Kirche hatte mir das Herz gepocht, erstens, weil's überhaupt eine Hochzeit war, der ich zusah — wobei ich ganz besondere Gedanken habe — zweitens, weil die arme, liebe Mex mit ihrer finstern Stirn und ihrem strengen Männergesicht unter dem Brautkranz sich wunderlich, ja sogar wehmüthig ausnahm. Als jedoch die Ceremonie vorüber war und ich beim kleinen Schmaus in dem kleinen Hause des Strobel die Herzlichkeit und verständige Liebe bemerkte, die sich Hochzeiter und Hochzeiterin, Mann und Frau unverholen bewiesen, da wurde ich fröhlicher, ja sogar zuletzt guter Dinge, indem ich mir dachte: ‚Gottlob, jetzt ist die Mex versorgt und prächtig aufgehoben, und sie hat's vor uns allen anderen Geschwistern am meisten verdient.' Mit einem Wort, ich hätte nicht geglaubt, daß man in des Strobel's Nußschale so vergnügt sein könnte. Sogar die schwarze Amsel schien

ihre Federn rosenfarbig tingirt zu haben. Der Prinz von Asturien, der eingeladen war, machte der Braut und der Brautführerin abwechselnd den Hof, und Rennerle machte ihn mir. Der gute Kerl möchte, da er jetzt wieder von mir Geld bekommen, Alles wieder im Alten herstellen und gar nicht davon wissen, daß er an mir gezweifelt hat, und zwar stark gezweifelt, indem er mich verklagen wollte! ... Ich bin ihm jedoch nicht böse gewesen ... jeder Mensch sieht auf seine Sache und des Rennerle Weib rechnet strenger als er, und er muß sorgen, daß die Rechnungen eingehen. Der Stadtrath Muselmann, ebenfalls ein Gast der jungen Frau Strobl-in, hat sich mit der Mattenbrunnerin köstlich unterhalten und ist beinahe bis zum Singen gekommen. Gott segne ihm die Freude; er hat ein beneidenswerthes Alter und seine Heiterkeit ist die der Jugend. Wenn er nur nicht, mitsammt der Mattenbrunner und mit der Mex, darauf ausginge, mich zu verheirathen! Die Therese mag ich nun ein-für allemal nicht, und die ich möchte, kriege ich nicht, und überhaupt ist es nichts mit dem Heirathen für mich. Meine Lage ist allzu zweifelhaft und ich mag um mich her schauen, wie ich will, so werd' ich mich nicht halten können. Der Finanzrath thut zwar dergleichen, als wolle er mir einen Stein vom Herzen nehmen, das ist das Rennerle'sche Haus. Er redet so geheimnißvoll davon, 's soll's noch Niemand wissen, das Haus gefalle ihm wegen Hof und Garten, und im Uebrigen werde er's umbauen und schön herrichten lassen. So sagt er alle Tage, wenn er mich sieht, aber ich weiß, daß er auch mit dem Obervogt in Unterhandlung steht. Notabene: ich habe vergessen, anzumerken, daß Obervogts

wegziehen, und zwar nach Meran in's Tyrol. Der Doktor Mors hat dem Wedel das gesunde Klima empfohlen und Kunegunde — Gott sei Dank — ist einverstanden und treibt selbst, was sie kann. Uebermorgen, höre ich, reist die ganze Familie ab; ich werde nicht beim Lebewohl sein; der Obervogt macht mir ein grimmig Gesicht, das verdank' ich dem Herrn von Natron ... und am Ende hat der Mann nicht so ganz Unrecht. Ich muß dazu schweigen und den Himmel preisen, daß es nicht ärger gekommen.

Um indessen von etwas Anderem zu reden, so wird also bis übermorgen entschieden sein, ob der Finanzrath das Haus des Obervogts oder das Rennerle'sche zu kaufen sich entschließt. Was auch geschehe, ob zu meinem Vortheil oder zu meinem Nachtheil, der Kauf macht mir großen Schmerz, denn das hängt mit der unseligen Veränderung zusammen, vor der mir graust. Ich sage mir freilich, daß ja dennoch all' mein Denken und Dichten zu nichts geführt haben würde ... aber so bin ich einmal; für mein Leben gern hätte ich irgendwo gehört oder herausgebracht, wen denn die stattliche Mimi heirathen wolle oder müsse ... aber ich getraue mich nicht, mich ernsthaft darnach zu erkundigen. Es würde meine Bitterkeit verdoppeln und zudem bin ich zum Klatschen zu ungeschickt, ich hasse das Geträtsch, man verliert dabei Zeit und Vertrauen zu den Menschen. Es geht doch Alles, wie Gott will, trotz Menschenwort und Menschensorge.

Ich komme also wieder auf der Maximiliane Hochzeittag zurück. Ich war, wie gesagt, sehr gut aufgelegt und hatte meine Brust von Kummer und verdrießlichen

Geistern gereinigt; aber mein Mißgeschick ist dergestalt auf mich erpicht, daß es mir selten mehr eine ruhige Nacht gönnt. So war's auch vorgestern. Als ich nach Hause komme und gehe munter die Treppe hinan, obschon ein Einsiedler im weiten, öden Hause, kommt mir die Magd entgegen und gibt mir einen Brief. Er kam von Paris. Eine Hand, die ich nicht kannte, hatte die Adresse geschrieben. Da erschrak ich schon. Ich hatte nämlich — schon ist's eine gute Weile her — an meinen guten alten Grafen zu Paris ein Schreiben abgehen lassen, einen Glückwunsch zu des braven Herrn Geburtstag, und daran hing, wie an einem grundgreifenden Anker, das schwerbelastete Fahrzeug meines Lebens, das heißt: die Geschichte alles Unglücks und aller Fatalität, die ich in der Vaterstadt so unerwartet erlitten. Weiß Gott, daß ich nicht im geringsten daran gedacht habe, den würdigen Herrn zu einer Kontribution mir zu Gunsten zu nöthigen, ich wollte nur ein Wort der Ermuthigung, einen Trost von ihm haben. Manchmal thut Einem ein gutes Wort aus fremdem Munde so gut! Wie oft ist man daran, im Verdruß zu versauern, weil kein Mensch bei der Hand ist, der Einem sagt: ‚Nimm dich zusammen, 's ist nicht so arg!' — Also, mir schwante, das sei die Antwort auf meinen Brief, und wie ich denselben hin und her drehe, so ist das Siegel schwarz, rabenschwarz. Alsogleich wußte ich, was dahinter stand. — Der Graf ist gestorben. Unter seinen Papieren hat man einen angefangenen Brief gefunden, der mir als Antwortschreiben bestimmt gewesen ist. Die Verwalter der Verlassenschaft waren doch ehrlich genug gesinnt, mir den Brief, wenn er gleich nicht vollendet

ist, nicht vorzuenthalten. Ich schäme mich nicht zu gestehen, daß ich geweint habe, als ich neben dem Nachtlicht die letzten Zeilen las, die jene edelmüthige Seele der edlen Hand meines väterlichen Freundes diktirt hatte. Der Schluß des Brieffragments, nachdem der Schreiber sich heftig aufgelehnt gegen meinen Vorsatz, das Feld zu räumen und mein Glück in Frankreich zu versuchen, lautet buchstäblich so:

‚Sie wissen nicht, was es heißt, auf ewig sein Vaterland zu verlassen. Sie glauben nicht, wie viele bange und traurige Nächte mir selber das Exil von deutscher Erde verursacht hat! Wär' es heute noch der Mühe werth und möglich, den Schritt zurückzuthun, ich würde es mit Freuden versuchen, obgleich ich jetzt wahrscheinlich eben so fremd in Deutschland stehen würde, wie etwa in Lissabon oder Kasan. Kurz mich zusammenfassend, sag' ich Ihnen ferner, lieber Schwertberger, daß ich Ihnen, wären Sie ein gewöhnlicher Mensch, etwas Geld anbieten würde, um dort abzuschließen und hieher zu kommen. Allein — Sie sind nicht für Paris gemacht, wenngleich Sie die pariser Haut bald angezogen haben, hoffentlich aber jetzt wieder ausgezogen. Ferner nehmen Sie, wie ich Sie kenne, ein Geldanerbieten eher für eine Beleidigung als für einen Freundschaftsdienst, und endlich ist ein Handwerksmann, geschcidt wie Sie, auf der Welt, um sich höchsteigenhändig Hülfsmittel zu schaffen und mit denselben eine ehrenwerthe Existenz. Daher . . .‘

Hier bricht das Schreiben ab und geht mein Schmerz an. Ich will indessen als ein Heiligthum und Pfand besserer Zeiten in der Zukunft das Schreiben aufbewahren

und mich daran stärken, wenn mir der Kleinmuth wieder über den Hals wachsen will.

Gestern hatte ich auf den Schmerz wieder eine Freude, gestern Vormittag nämlich; denn vom Abend ist anders zu reden. Wer kommt plötzlich zu mir in die Stube? Der Herr Advokat Dreyhirn. Und ist freundlich, wie noch gar nie, und geht immer allgemach näher in sein eigentliches Geschäfte bei mir ein und sagt endlich unverholen und derb, wie er gern spricht: ‚Warum soll's mich lang in der Kehle würgen, was ich Ihnen schon seit ein paar Tagen sagen möchte, lieber Herr Schwertberger? Ich habe viel Unrecht an Ihnen gethan, das hab' ich endlich eingesehen, und da ich mich geirrt habe als ein ehrlicher Mann, nicht mit Vorbedacht als wie ein Bube, so schäme ich mich nicht, zu kommen, Ihnen mein Unrecht zu bekennen und um Vergebung zu bitten. Sie sind in meinem Wochenblatt verunglimpft worden; Sie sind von meinen Freunden auf mannigfache Weise gehindert und geplagt worden. Man hat im Ganzen viel Rohheit und vorlautes Reden sich gegen Sie erlaubt. Das Alles kam nicht sowohl von mir und meinen ehrlichen Parteifreunden, als von dem Haß eines schlechten Kerls, der mein Vertrauen zu gewinnen und leider zu mißbrauchen gewußt hat. Unser Volk aber, im Grunde gut, wenn auch ein bischen vorschnell, ist von ein paar Neidhämmeln irre geführt und gegen Sie aufgehetzt worden. Ich bin jetzt von dem Ungrund der Beschuldigungen, die man gegen Sie erhob, überzeugt und wünsche, Sie möchten die vergangene Zeit vergessen. Unser politisches Glaubensbekenntniß ist zwar nicht dasselbe und wird wohl nie in eines zusammenfallen, demungeachtet

biete ich Ihnen meine Freundschaft an. Wenn Sie gleich dem Fortschritt nicht huldigen, so huldigen Sie doch der Rechtschaffenheit, wie dieselbe immer besteht, und Ihr edles Betragen gegen Ihre Schwestern in dem Augenblick, da Sie von so viel Unglück betroffen worden waren, Ihre unerschütterliche Ehrlichkeit gegen den Finanzrath zu einer Zeit und in Verhältnissen, wo kaum Einer unter Zwanzigen der Versuchung widerstanden haben würde, haben Ihnen unser Aller Hochachtung erworben!' — Und in diesem Ton ging's eine Stunde fort. Es versteht sich, daß ich dem Herrn die Hand gab und meinen Dank sagte, aber warum in aller Welt haben denn Muselmann und Strobel und Mex von jenen Dingen geplaudert? Was in aller Welt finden die Leute so sehr an meiner Handlung zu rühmen? Ist es denn so unerhört, daß ein Bruder, der seiner Schwestern Vermögen verwaltet, dasselbe aus eigenen Mitteln wieder herstellt, wenn sozusagen durch seine Sorglosigkeit jenes Vermögen zu Verlust ging? Ist es denn mehr als die im Katechismus geforderte Rechtschaffenheit, die ich übe, wenn ich einem Manne, der mir zum Preis von einigen Karolins einen Schrank verkaufte, worin er zehntausend Franken vergessen — wenn ich ihm das Geld zurückerstatte? Wahrlich, da wäre Stolz und Heiligenschein wohlfeil zu kaufen! — Ich muß lachen, heimlich Notabene, wenn die Leute so viel Wesens davon machen, daß ich als Bürger, Bruder und Christ meine Schuldigkeit gethan; während mich tief bekümmert, daß die einzige Person, von der ich — ach, so gern — ein Wort der Belobung gehört hätte, hartnäckig schweigt.

Doch marsch vorüber, ihr müßigen Gedanken; ich

will jetzt vom Abend erzählen, der mit nichten so angenehm war, als der Morgen. Warum? Da kommt der Kondukteur von der schaffhausener Post und bringt mir einen kurios zusammengeschmierten Brief. Ich hielt das Schreiben anfänglich für hebräisch; kam auch von einem Juden, von dem Moses Eppstein. Der Mensch hat doch Wort gehalten und mir von Matthias geschrieben. Aber mir wurde über der blassen Tinte ganz blutroth vor den Augen und kaum hab' ich Alles herausbringen können. Ach, du mein Gott! was schreibt mir der Moses? Daß mein Bruder in der Gegend von Schaffhausen häufig gesehen werde, auf Märkten und in Wirthshäusern und überall in ziemlich schlechter Kompagnie. Man wisse nicht, ob er einen Hausirhandel treibe oder nicht; er gebe sich aber den Anschein eines reisenden Handelsmanns und habe alle Taschen voll Geld. — Der Matthias und Geld! Der Matthias, der nackt und bloß von hier weggelaufen! Wie reimt sich das zusammen? Wie soll ich hinter die Wahrheit kommen? Was mag da Alles im Hinterhalt stecken? Alle Taschen voll Geld? Der Unglückselige wird sich doch nicht etwa mit Räuberei an den Straßen oder mit falschem Spiel abgeben? Oder — das wird das Wahrscheinlichere, obschon eben auch nicht das Tröstlichste sein — hat er den Merkel erwischt, den heillosen Spitzbuben, demselben das Geld abgejagt und verputzt es nun im Uebermuth? Ja, ja, so wird's sein. Gut, wenn's so ist; schlimm, wenn's so ist. Der Leichtsinnige wirft den letzten Groschen, der ihn noch errettet haben würde, in's Meer und in den Abgrund! Wer kann am Ende ihm helfen? Ich bin selbst am Ende; von mir ... doch ich will's nicht aus-

schreiben. Unser seliger Vater möchte es aus dem Himmelsfenster mir unter der Feder weglesen und würde sich kränken und betrüben, wenn er sehen müßte, daß ich, seinen Ermahnungen in diesem Buche selbst zum Trotz, den Matthias gänzlich aufzugeben drohe! Es bliebe freilich nur bei der Drohung und ich würde helfen, so lang' ich mir selber nur helfen kann ... aber man soll sich auch nicht einmal an dergestalte leere Drohungen gewöhnen. Es bleibt doch immer etwas Bitteres und Hoffärtiges im Herzen zurück und Hoffart und Seelenbitterkeit erzeugen Reue.

Lieber will ich erzählen, was mir heute schon passirt ist. Ich habe eine halbe Stunde lang mit gespitzten Ohren und viel Erstaunen eine Frechheit anhören müssen, die man sich nicht besser extra bestellen könnte. — Es war just mein Schwager bei mir und sang das Lied aller jungen Eheleute; dann kam der Rennerle dazu und fragte so herum nach den Vorsätzen des Finanzraths, von denen ich zu seiner Beruhigung ihm etwas gesagt habe, und wir plaudern just selbdritt ganz heiter und ordentlich ... da kommt der Landshuter und sagt mir in's Ohr, der Waiblinger sei unten und mit demselben die Verone, und die Beiden hätten nothwendig mit mir zu reden.

‚Da ich aber jetzt die beiden Herren da bei Ihnen sehe,' sagt der gute Bayer ferner, ‚will ich dem Gesindel sagen, Sie hätten keine Zeit.'

Ich aber spreche zu ihm: ‚Das wird Er nicht thun, sondern im Gegentheil die Leute heraufschicken, ohne ihnen zu sagen, daß Gesellschaft bei mir ist. Ich habe gern Zeugen bei dieser Unterredung, die mir wunderlich vor-

kommt, weil der Waiblinger und die Verone miteinander mich besuchen.'

Der Landshuter ist treu wie Gold und richtet's aus. Indessen stecke ich den Strobel und den Glaser in das Kabinet und gebe ihnen auf, recht aufzupassen. Ich meinerseits erwarte selber mit Neugier, was da kommen soll.

Poch, poch, klopft es, halb grob, halb bescheiden, wie's der Waiblinger immer gemacht hat. Ich rufe ‚Herein' und die Thür geht auf; aber es kommt die längste Zeit Niemand herein. Sie ziscHeIn und flüstern draußen und zerren sich, wie ich höre, an den Kleidern und Keines will das Erste sein.

‚Na,' ruf' ich, ‚wird's bald oder was gibt's weiter?'

Hierauf rückt der Waiblinger herein und zieht die Verone an der Schürze nach sich. Beide mit rothen Köpfen und erschrecklich dummen Augen; des Waiblingers waren aber daneben doch falsch und frech, mit Gewalt frech.

‚Was soll's?' frage ich wieder, und der rothhaarige Kerl hebt an, ich solle es doch nicht übel nehmen, aber sie Beide seien in großer Verlegenheit und wüßten Niemand, der ihnen daraus helfen könnte so gut wie ich. Ich habe vor einigen Wochen einmal ihnen den Vorschlag gemacht, daß sie einander heirathen sollten, und ihnen eine Aussteuer versprochen. Dazumal hätten sie nicht so recht gewollt, aber seitdem sich anders besonnen und sie wollten jetzt mit Dank mich an mein Versprechen erinnern und meine Vorschläge annehmen.

Ich glaubte aus den Wolken zu fallen, wie man sagt; doch antwortete ich ihnen bald: die Zeit sei herum, mein damaliges Versprechen ohne Kraft, und zudem

hätte er, der Waiblinger, am allerwenigsten verdient, daß ich nur einen Finger seinetwegen rührte. Die Veronika wollte zu heulen anfangen, das vertrieb ich ihr aber mit ein paar Worten, denn ich hatte gehört, daß auch sie bei der schlechten Komödie, worein sie mich wegen des Irrwald hatten verflechten wollen, ihre Lektion aufzusagen bestimmt gewesen. Der Waiblinger hatte sie nämlich beschwatzt, Zeugniß zu geben, daß ich die ganze Nacht hindurch auf und nieder gegangen und was der Teufeleien mehr ist. Die Gans hatte Alles versprochen. Gott verzeih' ihrer Dummheit! Indem ich ihr aber Obiges vorhielt, wurde sie gottlob stumm und verstockt, wie eine Hottentottin. Jetzt that dafür der Waiblinger das Maul auf und rechnete mir mit einer eisernen Hallunkenstirne vor, daß ich ganz allein schuld an seinem Unglück sei und gewissermaßen die Verpflichtung habe, ihm und der Verone durchzuhelfen. Der Merkel habe ihn verführt, wie einst den Matthias — die Spitzbuben reden sich immer auf die Davongelaufenen oder Gestorbenen aus — es thue ihm leid, daß er sich so schmählich in mir geirrt und mich für einen schlechten Kerl gehalten; allein es sei darum nicht minder wahr, daß er um meinetwillen viel Verdruß bei Amt erlitten, vierzehn Tage Arrest ausgestanden und sodann wegen des Arrestes u. s. w. von keinem Meister in der Stadt mehr als Gesell angenommen worden. Er habe sich in der Umgegend umgeschaut, aber nichts erwirkt. Indessen habe ihm sein Vater geschrieben, heimzukommen und das Geschäft zu übernehmen. Nur wolle derselbe kein Geld schicken, und weil unterdessen er, Waiblinger, die Verone besser und sogar recht gut habe kennen gelernt, so hätten

sie Beide mir die Ehre erzeigt, an mich zu denken und zur Heimreise und Verehelichung die versprochene Aussteuer einzufordern.

‚Er gefällt mir recht gut, Waiblinger,‘ sagte ich hierauf, ‚und was kann Sie vorbringen, Schwarzwälderin?‘

Jetzt mußte man sehen, welche Gesichter das Weibsbild schnitt, wie es sich zierte, das Maul krumm und klein machte, die Augen verdrehte und so lang an ihrer Schürze und ihrem Mieder knetete, bis endlich die überaus kluge Rede aus ihrem Munde kam: auch sie glaube mit Recht meine Unterstützung ansprechen zu dürfen, da sie viele Jahre lang sich von meinen Schwestern um geringen Lohn habe schlecht behandeln lassen und da sie endlich — sie wisse zwar nicht, wie's komme, denn sie sei stets brav und keusch gewesen — in meinem Hause alle Reputation verloren habe. Man beschuldige sie, mit mir allzu freundlich gewesen zu sein und sie könne die bösen Mäuler nicht triftiger stopfen, als indem sie den Waiblinger heirathe, wozu sie sich endlich entschlossen, wozu sie aber, wie die Sachen ständen, Geld brauche, und dieses Geld erwarte sie von mir, von meiner Gerechtigkeit und meiner Nächstenliebe ... und was des Geschwätzes mehr ist.

Nachdem sie zu Ende — ich wußte wahrlich nicht, sollte ich lachen oder mich ärgern — rief ich die beiden Männer aus dem Kabinet und sagte zu ihnen: ‚Ihr habt jetzt gehört, was an dem Geschwätz, das in der Stadt umhergelaufen, Wahres ist, und werdet mir im Nothfall bezeugen, was ihr jetzt zufällig vernommen. Was meint ihr aber, was soll ich mit diesen beiden heuchlerischen Verleumdern und Kriechern anfangen?‘

Rennerle war für's Verklagen; Strobel für's Hinauswerfen. Die beiden Besuchsgäste standen in schlimmen Erwartungen da und hüteten sich, nur eine Sylbe wiederzukäuen. Ich machte aber bald Feierabend, indem ich sagte: ‚Meine Antwort kennt ihr, und packt euch jetzt!'

Indessen will ich bemerkt haben, daß mir doch ein bischen unangenehm zu Muthe war, als ich der Verone, die so lange Zeit und zwar wirklich um schlechten Lohn bei uns gedient hatte, die Thüre zeigen mußte, obschon sie dieses durch ihre Dummheit, Verstocktheit und Falschheit mehr als verdient hat. Strobel hat sich darauf erboten, eine Kleinigkeit, die ich armer Teufel gerade noch entbehren kann, zu der Zuckerbäckerin zu tragen, bei welcher die Verone vorderhand sitzt, und dem Weibsbild zur Reise zu übergeben. Ich zweifle nicht, daß die Mex ebenfalls etwas aus ihrer Tasche dem armen Mensch beifügen werde. Möge es der Verone gut gehen!

Bei Gelegenheit seines Besuchs erzählte mir der Rennerle, der, wie bekannt, Alles weiß, was in der Stadt vorgeht, daß mein Nachbar gegenüber, der Thür an Thür mit dem Finanzrath wohnt, falsch Geld gemacht hat und darüber erwischt worden sein soll. Wirklich stehen auch Polizeidiener vor seinem Hause und nicht wenig Menschen laufen zusammen. Das erinnert mich leider Gottes an selbigen Abend, wo meine Feinde mir mit einer Mordanklage gern das Genick gebrochen hätten! Vielleicht ist, was man meinem Nachbar nachsagt, auch nichts weiter als ein einfältig Märlein, wie ein solches oft von neidischen Müßiggängern ersonnen wird.

Jetzt muß ich schließen; ich höre Jemand die Treppe

herankommen, und wenn ich den Schritt recht kenne, so ist's der Finanzrath! So werde ich denn erfahren, wie's mit dem Rennerlehaus steht. Gott gebe, daß ich die schwere Last los werde . . .!" — —

Und ein paar Tage später schrieb Fridolin den weitern Verlauf seiner Begebenheiten. Seine Schriftzüge sind dabei aus der Art geschlagen; sind nicht mehr flüchtig, leicht und elastisch; wohl aber schwer, breit, gleichsam melancholisch. Eine bekümmerte Hand, man sieht's, hat die Feder geführt:

„Es ist nicht der Finanzrath gewesen, der vorgestern über meine Treppe kam. Der Herr Advokat Dreyhirn war's. Ueberrascht, ihn schon wieder bei mir zu sehen, wurde ich's noch mehr, da ich ihm anmerkte, daß er nicht die besten Nachrichten bringe. Obwohl ich von ihm eigentlich gar keine Nachrichten zu empfangen hatte, denn wir haben miteinander kein Geschäft, war mir doch gleich zu Sinne, als sagte ich mir: Der bringt jetzt etwas Schlimmes in dein Haus. — Und wie schnell wurde zur Gewißheit diese Ahnung, als Dreyhirn herausplatzte: ‚Wissen Sie schon? Nicht? Ich will nicht lange hinterm Berge halten; ist nicht meine Manier. Ich bin da, Ihnen meine Dienste anzubieten; Sie werden sie brauchen können. Es ist in der Schweiz eine Falschmünzerbande aufgehoben worden, bei Ihrem Nachbar ist eine ihrer Werkstätten gewesen und unter den in Emmishofen Verhafteten befindet sich Ihr Bruder Matthias!' — Wie ich das höre, kommt mir's blau und grau vor's Gesicht; zum ersten Mal in meinem Leben

hab' ich erfahren, was der Schwindel ist! — Ich weiß nicht, was ich gesagt habe, was mir der Advokat ferner gesagt hat; ich erinnerte mich nur an die strengen Kriminalstrafen in der Schweiz und daß sie dort zu meiner Knabenzeit noch geköpft und ausgepeitscht haben und gebrandmarkt, was Zeug hielt; und da sah ich nun freilich den Matthias alsogleich im Geist auf dem Schaffot, wenigstens an der Schandsäule. Ach, das war eine böse Stunde, und wie manche folgten ihr! Zwar suchte mich Herr Dreyhirn zu beruhigen und sagte mir, man sei in der Schweiz gegenwärtig viel menschlicher als zuvor; das Köpfen werde gar selten, Peitschen und Brandmarken komme nicht mehr vor. Der Fortschritt sei ungeheuer und die Menschenliebe ohne Ziel, so daß es ein Verbrecher schier besser habe als der freie Mensch, das bischen Unehre abgerechnet, das man jedoch in der Strafe verbüße, aus welcher der Bestrafte glockenrein hervorgehe, als habe er niemals etwas Uebles gethan. Aber ich konnte dem Advokaten nicht glauben und war bis in die tiefste Seele betrübt um den Bruder. ‚Wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen,' sagte ich zu dem Herrn, ‚so gehen Sie mit mir in die Schweiz hinaus und machen Sie, daß ich den Matthias sehen kann. Ich glaube noch nicht recht an seine Schuld. Wo sitzt er? Wohin haben wir zu gehen?'

Der Advokat meinte, es werde schwer halten, den Gefangenen zu sprechen. Er kenne aber drüben mehrere einflußreiche Leute, und annoch, so viel er wisse, sitze Matthias in Kreuzlingen, könne aber alle Tage nach Frauenfeld oder Weinfelden transportirt werden. Natürlich drang ich umsomehr auf Eile und ich muß es dem

Herrn zum Lob nachsagen — Dreyhirn war gleich ohne Säumen dabei, und wir liefen gen Kreuzlingen hinaus und hörten bei der Landjägerwache, daß der Mann, um den es sich handelte, nebst Anderen noch draußen verweile und daß er nicht eher nach Frauenfeld würde abgeführt werden, als bis der Arrestant in Konstanz von den dasigen Behörden an die thurgauischen Gerichte ausgeliefert sei.

Hierauf machte der Advokat seine Besuche und ich schlenderte indessen im Orte hin und her, auf und ab zwischen dem Wachthaus und der Abtei, und hing meinen traurigen Gedanken nach. Es gingen viele Leute, darunter manche Bekannte, auf der Straße stadtaus stadtein. Kaum daß ich Einen oder den Andern grüßte; ich sah sie eigentlich gar nicht. Sie mochten merken, warum ich zu Kreuzlingen meine Promenade anstellte, und belästigten mich wenigstens nicht mit Fragen. Die Menschen haben eine angeborene Scheu vor dem Unglück. Vielleicht schämten sich ihrer Etliche, mir einen guten Abend zu sagen, wenn sie wußten, daß mein Bruder um eines Verbrechens willen im Gefängniß saß. Wir Deutsche haben's so: die ganze Familie muß die Schande eines einzigen ihrer Glieder mitgenießen. So unrecht es ist, scheint mir doch darin eine große Lehre zu stecken; ich weiß aber nicht hervorzubringen, was ich darüber denke.

Weiter also. — Derweilen ich auf angegebene Weise schlendre und mich langweile und den Advokaten ungeduldig erwarte, verspüre ich einen Landjäger, der um mich herumkreist und mich gar nicht mehr aus den Augen läßt. — Holla, denk' ich, der hat dich auf dem Korn und

was gilt's, er will dich arretiren. — Kaum hab' ich's ausgedacht, so steht er auch schon vor mir, blitzt mich an mit seinen Spionirblicken und verzieht unter dem grauen Bart seinen Mund, daß ich nicht weiß, lacht er oder weint er, oder will er garstig und grob thun. Auf einmal — nachdem er rechts und links über seine Achsel geschaut, ob Niemand dahinter, fangt er auf Französisch an und legt dabei die Hand an den Tschako, was mich einigermaßen beruhigte: ‚Hab' ich nicht die Ehre, mit dem Ebenisten Herrn Schwertberger aus Konstanz zu reden?' — Ich bejahe und frage warum? — Da zieht der Alte seine Tabaksdose hervor, reicht mir sie hin und sagt: ‚Thun Sie dergleichen, als schnupften Sie; es ist um der Kameraden willen, die sich ansonst verwundern könnten, was wir wohl miteinander haben. Indessen will ich Sie gebeten haben, in einer halben Stunde da und da zu sein. Ich habe mit Ihnen zu reden.' — Zugleich bezeichnete er mir einen Platz zwischen Kreuzlingen und Pottikofen; ein paar Bäume hinter einem Hag, rechts zur Seite gegen das Feld.

Ich sagte zu, bemerkte aber, daß ich den Dreyhirn erwarte und weßhalb und daß ich, im Fall er mir die Erlaubniß, den Matthias zu sprechen, brächte, nicht zur Stunde auf dem Rendezvous erscheinen könne.

‚Wenn er aber die Erlaubniß nicht bringt?' fragt der Landjäger mit pfiffigem Gesicht.

‚Dann geh' ich von hier zur Stelle hinaus und erwarte Euch,' sagte ich. ‚Ich will schon einen Vorwand finden, um meinen Begleiter allein zur Stadt zurückzuschicken.'

‚Cela suffit,' sagt der Landjäger und geht unbefangen zum Wachtposten zurück.

Ich sinne hin und her und kann mich doch gar nicht auf des Landjägers Gesicht besinnen, und denke daher von fern nicht daran, was der Graubart von mir wollen könne. Entweder, sage ich mir, ist es etwas Nöthiges, das er mir zu sagen hat, und dann werd' ich's gleich begreifen, oder es ist irgend eine Schwenkfelderei und da heißt es: die Augen aufgemacht. Wir werden's ja hören.

Indessen kommt der Dreyhirn daher und macht mit seinem Stock allerhand Zeichen in die Luft und ich mag mir die Zeichen besehen, wie ich will, so heißen sie ‚Nein und Nein' in Einem fort.

So war's auch. ‚Sie dürfen Ihren Bruder nicht sprechen; er ist, wie die Franzosen sagen, au secret und erst in Frauenfeld wird nach den ersten Verhören die gänzliche Absperrung aufhören. Vielleicht zieht sich der Arrest hier in die Länge, da vorauszusehen, daß unsere Regierung sich nicht gleich zur Auslieferung des konstanzer Bürgers verstehen wird; vielleicht thut sie's gar nicht. Das hilft Ihnen aber nichts. Hier dürfen Sie nun einmal Ihren Bruder nicht besuchen.'

Das war mir ein Donnerschlag. Was half mir auch Alles, wenn ich ihn, den armen Kerl, nicht zu sehen bekam?

Mittlerweile fällt mir der Landjäger ein und ich spreche zu Herrn Dreyhirn: ‚So will ich doch wenigstens in Gottes Namen ein Geschäft, das ich hier außen habe, besorgen und nicht umsonst gekommen sein'; bedanke mich auch bei dem Herrn, der sich zu allen Diensten in Vertheidigungssachen des Matthias und in Vermittlungen zu Frauenfeld anbietet und sodann heim geht. Ich aber

begebe mich auf den Weg nach Pottikofen, finde den Hag, die Bäume und stelle mich als Schildwache dazu. Nicht lang und ich sehe einen Mann mit Waidtasche und Büchse daher kommen, und richtig, es ist der Landjäger. Sobald er mich gewahr wird, springt der Mann, wie ich's ihm gar nicht zugetraut hätte, flink auf mich zu, zieht den Tschako ganz vom Kopfe, verneigt sich vor mir mit seiner kahlen Stirn und sagt: ‚Jetzt erst kann ich Sie recht willkommen heißen, Herr Schwertberger. Dort, nahe an der Wacht, auf der Landstraße hat es nicht angehen mögen. Aber ich bin in der That recht erfreut, Sie kennen zu lernen und mich bei Ihnen zu bedanken, wie ich's gern schon lang gethan hätte. Sie haben meinen Neffen vom Abgrund der Schlechtigkeit und des Selbstmordes gerettet und er ist, Gott und Ihnen sei Dank, zur Zeit ein recht braver Kerl geworden, wenn er nicht wieder umschlägt.' — Da ich den Landjäger also reden hörte, wurde mir völlig schwindlich und ich meinte nicht anders, als er irre sich in der Person. — Jedoch verhält sich die Sache in Kurzem folgendermaßen: Der Ruedeli, dem ich zu Paris im Spielhaus begegnet bin, ist eben der Neffe, von dem der Landjäger sprach, und ein Sohn seiner Schwester. Als ich ihm das erste Mal in den Weg kam — nämlich beim Spielhaus — da war der Ruedeli hoch auf zu Pferd und fragte sozusagen: wie theuer ganz Frankreich mit Korsika und Algier daneben? Er hatte Hoffnung, zu gewinnen und Geld zum Setzen im Sack. Aber ein paar Wochen später war's anders. Ich ging an demselben Spielhaus vorüber und da kommt er heraus, blaß wie der leibhaftige Tod, mit ganz verdrehten

Augen und auf zitternden Beinen. ‚Ruedeli!‘ fragte ich ihn, ‚was geht mit Dir vor?‘ — Worauf er: ‚Alle böse Geister gehen mit mir um! Ich hab' Alles verspielt, und was das Schlimmste: ich habe meinem Prinzipal zweihundert Franken entwendet, um zu spielen und Alles verloren. Meine schlechte Handlung wird nicht lange verschwiegen bleiben, wenn ich nicht, wie ich meinte thun zu können, noch vor Mittag das Geld an seinen Ort lege. Aber ich habe keinen Sou mehr und meine Mutter ist arm; und noch obendrein bin ich meines Sündenlebens ganz überdrüssig und wer mir eine Pistole zum Todtschießen gäbe, wäre mein Freund. Leider hab' ich nichts mehr, einen Sackpuffer mit Pulver und Blei zu kaufen, und in alle Welt gehen kann ich auch nicht, wegen Mangel an Geld.‘ —

Da nun der Mensch so desperat aussah und ich mich besann, wie gnädig der Himmel mit mir verfahren, bei Gelegenheit von dem Spitzstubenstück des Bankiers und von dem dummen Streich, den ich gemacht, was das Spielen anbelangt, so überlegte ich nicht lang. Noch immer lag das Geld, das ich gewonnen, zu Hause in meinem Koffer, ich hatte nicht über mich bringen können, es den Armen zu geben, wie mir der alte Graf gerathen. Jetzt war aber ein dringender Anlaß vorhanden und es konnte im glücklichen Fall mehr mit dem Geld ausgerichtet werden, wenn es in die Hände eines Einzelnen, statt in die Hände eines Spitals kam. Kurz, ich legte noch vom meinigen dazu und gab's dem Ruedeli, und so war er im Stand, seinem Herrn stillschweigend den Raub zu ersetzen und nach Rouen zu fahren, wo er eine Kondition wußte. Daß er seinem Herrn wieder

erstattete, was er ihm genommen, war recht; daß er von Paris Reißaus nahm, war noch besser. Die Gelegenheit ist eine leichtsinnige Mutter. — Weil ich eben von einer Mutter rede, will ich noch geschwind hersetzen, daß Ruedeli, nachdem er brav geworden, seiner Mutter die ganze Geschichte gemeldet hat und von eben dieser seiner Schwester hat der Landjäger die Sache erfahren und somit ist davon genug geredet.

Mit einem Wort: ich hatte einen Menschen vor mir, dessen Dankbarkeit viel größer war, als mein bischen Verdienst um den Ruedeli. ‚Ich habe vernommen,' sagte der wackere Soldat, ‚weßhalb Sie nach Kreuzlingen herausgekommen und höre nun, daß Sie Ihre Absicht nicht erreicht haben. Ich selber werde diese Nacht die Wache im Gefängniß haben. Es soll mir ein Vergnügen sein, Sie, aller Consigne zum Trotz, zu Ihrem Bruder zu lassen. Ich weiß, daß mit Ihnen nur Trost und nicht der böse Rath in Ihres Bruders Arrest eingelassen wird.'

‚Zudem sollen Sie zuhören dürfen,' sagte ich, ‚kein Wort soll fallen, das Ihnen ein Geheimniß bliebe, braver Mann.'

Wenn gleich der Landjäger mir antrug, was er mir im Grunde nicht antragen durfte, hatte ich dennoch kein Bedenken und stellte mich zur Stunde, die er festgesetzt hatte, am Gefängnißhause ein. Ich wurde von ihm zum Matthias gelassen, der übel saß in einem üblen Stüblein und so zerknirscht war, da er meiner ansichtig wurde, daß ich fürchtete, er werde Gichter oder eine Ohnmacht kriegen. Er bekam, Gott sei Dank, keines von beiden, aber zu weinen hob er an, daß mein bischen Muth und Standhaftigkeit zu weichen drohte.

Zum Glück sagte noch zu rechter Zeit der Landjäger mir in's Ohr: ‚Reden Sie um's Himmels willen leise und machen Sie, daß der Arrestant Ruhe gibt. Ein paar Schritte von hier sitzt der Güegi und die Teufelsdelinquenten haben Ohren wie Spitzmäuse!'

So ging denn der Diskurs, als ob wir allesammt im Beichtstuhl wären und steckten wir die Köpfe zusammen wie die Schafe beim Donnerwetter. Und in dieser Stellung bat mich der arme Matthias vor Gott und nach Gott um Verzeihung und erzählte, wie es mit seinem Unglück hergegangen war. ‚Der Mann da,' sagte er, auf den Landjäger deutend, ‚kann nur gleich hingehen und dem Richter wiedersagen, was ich erzählen will; ich mache mir nichts daraus, weil ich fest entschlossen bin, im erstbesten Verhör sogleich Alles zu gestehen. Ich bin ein miserabler Mensch, wenn gleich nicht so schlecht als Merkel und Güegi, die mich, ein Jeder nach seiner Manier, in die Patsche geführt haben, und mir gehört ein tüchtiger Denkzettel, sonst bleib' ich mein Lebtag nichtsnutz.'

So erzählte er also, daß der Viehdoktor Güegi schon lang falsches Geld gemacht habe, ehe er es nur geahnt habe. Er habe zwar schon früher — er, Matthias — im Spiel mit Güegi hie und da einen falschen Fünfbätzner oder dergleichen eingenommen, habe denselben aber entweder wieder keck an den Mann gebracht oder verworfen, und nichts Arges dabei gehabt. Von Noth gedrungen, habe er vor Kurzem den Roßdoktor aufgesucht und sei von demselben zu seiner großer Verwunderung, nach Ablegung der heiligsten Schwüre, von der Falschmünzerei unterrichtet worden, die Güegi in der Schweiz und der Konstanzer in Konstanz separat und

dennoch in der Gesammtoperation verbunden, betrieben. Ihn, Matthias, habe Güegi nicht zum Mitarbeiter bei der Münze, sondern als Geldausbringer angestellt, und dieses Geschäft habe er leider, trotz großen Widerwillens und stündlicher Gefahr, einige Zeit hindurch betrieben, weil ihn der Besuch der Märkte und Wirthshäuser, der damit verbunden, angelockt habe. Allein ganz in der Nähe von Konstanz, in einem thurgauischen Dorfe, seien sie Beide, Güegi und Matthias, sozusagen auf der That ertappt worden; hätten sich zwar, einer frühern Verabredung zufolge, angestellt, als wüßten sie nicht Einer um den Andern; dennoch sei von anderer Seite etwas verträtscht und somit des Güegi heimliche Werkstätte sowohl, als die des Konstanzers an den Tag gebracht worden. — Sowohl diese Erzählung, als auch die unverholene Reue, die der Matthias kund gab, erregten mein Mitleid natürlich auf's Höchste. Der arme Mensch war dennoch nicht schlecht geworden. Ich möchte sagen, daß ich noch nie seinen Versprechungen und Vorsätzen mehr Glauben geschenkt habe, als in dieser seiner traurigen Lage. Aber was beginnen? Da die Jahreszeit rauher wird, gab ich ihm, was ich an Geld bei mir führte, um sich etwas gütlich zu thun. Der Landjäger nahm indessen das Geld an sich und versprach, es entweder für Matthias zu verwenden oder es ihm bis zu gelegener Zeit aufzubewahren, weil vor dem Transport der Gefangene jedenfalls visitirt und das Geld ihm dann weggenommen würde. Ich ließ es geschehen, wie der Landjäger meinte. Matthias hatte mehr Mißtrauen als ich; freilich wußte er nicht, welche Bewandtniß es mit dem Thurgauer hat.

Letzterer drang sofort auf's Weggehen und allerdings

war über eine Stunde verflossen, die ich bei Matthias zugebracht hatte. Matthias bat mich inständig, wiederzukommen. Der Landjäger versprach ebenfalls, mich zu benachrichtigen, wenn der Tansport stattfinden würde, und mich noch einmal zum Matthias zu lassen.

Ach, seit jener nächtlichen Stunde warte und warte ich vergebens auf Nachricht und weiche deßhalb gar nicht von Hause. Glücklicherweise kommt dann und wann die Mex oder ihr Mann, um mich zu trösten ... aber der Trost ist nicht so recht warm — die Leutchen haben jetzt mit ihren eigenen Angelegenheiten so viel zu thun! — Unglücklicherweise bleibt übrigens meines schönen Gegenüber Fenster fest verschlossen und mein Himmel ist zu. Obervogts sind, wie ich voraussah, ohne ein Wort des Abschieds fortgegangen. Es gehe ihnen wohl. Der Finanzrath hat das Haus nicht gekauft, das den Eberles, jung und alt, verbleibt und mäkelt noch immer mit mir wegen des Rennerlehauses hin und her. Warum gibt sich der Mann so viele Mühe? Wenn er seiner Tochter den Auftrag gäbe, das Haus zu kaufen, der Handel wäre geschwinde fertig. Doch — wie komm' ich in meinen Bedrängnissen auf jene Gedanken abermals zurück? Fridolin, sei gescheidt!

Herr Elias ist mit Obervogts von dannen gezogen. Während sie in Meran bleiben, geht er nach Pisa. Doktor Mors will aber nicht glauben, daß er die Heimat wiedersehen werde. — Der junge Mann ist verbraucht bis auf den letzten Faden, sagt der Doktor in seiner aufrichtigen Sprache. Ich bedaure ihn sehr. Wie wird ihm zu Muthe werden, wenn er unter den Mauern von Klärchens Kloster vorbeifährt?

Das arme Klärel! ach, der noch ärmere Matthias! Was wird noch aus ihnen werden?

Ich will diese Schreiberei für heute beschließen und im stillsten Winkel meiner Stube dieses Buch offen liegen lassen. Vielleicht geschieht es, daß des guten seligen Vaters Geist um Mitternacht in unserem Hause wandelt, um seinen Lieben nachzusehen! Er finde dann, wenn gleich sie selber nicht gegenwärtig sind, ihr Geschick von meiner Hand aufgezeichnet und prüfe, ob ich an ihnen Allen gethan nach seinem Willen und Verlangen. Möchte er zufrieden sein und den Fürbitter dort oben machen, damit es uns wohl ergehe auf Erden nach so langer Noth und Leidensfülle!"

(Acht Tage nach obigem Abschnitt fährt Fridolin Schwertberger in seiner Haus- und Lebenschronik fort. Dießmal jedoch erscheinen die Schriftzüge nicht mehr so schwer und steif und melancholisch. Im Gegentheil sind sie wieder leicht und hüpfend. Sie tanzen über die Blätter fröhlich weg und den heitern Sonnenaufgang nach langer Nacht der Trübsal bezeichnet schon das erste Wort des neuen Abschnitts. Es ist, als ob die schwarze Tinte einen goldenen Schein von sich werfe.)

„Freude endlich und Vergnügen überall und auf einmal! Ich unternehme nicht, mit der Feder in ungelenker Hand den Geber alles Guten zu preisen. Das Herz jubelt aber laut, und hört diesen Jubel auch kein Menschenohr, so versteht ihn der Allmächtige gewiß, der so wunderbar gut Alles mit mir gemacht hat! — Am Tage darauf, da ich meinen Bericht abgebrochen, ver-

breitete sich auf einmal in der ganzen Stadt die Nachricht, der Matthias sei auf dem Transport nach Frauenfeld entsprungen und nicht mehr beigebracht worden. Ich nahm das für eine Lüge, denn ich wußte ja noch gar nichts vom Transport und durfte doch etwa darauf zählen, von dem alten Landjäger benachrichtigt zu werden. Indessen erhielt sich das Gerücht und Abends hörte ich's von einem kreuzlinger Herrn bestätigen, der dazu fügte, der Transporteur werde mindestens einen Monat Arrest wegen seiner Fahrlässigkeit davon tragen. Ich traute noch nicht; aber behutsam herumfragend, hörte ich den Namen des Soldaten nennen und siehe, es war mein Landjäger, Ruedeli's Onkel, in Person. Nun glaubte ich etwas zu merken und darin befestigte mich ein Brief, den ich ein paar Tage darauf erhielt, mit dem Postzeichen Basel. Die Adresse war von fremder, der Inhalt von Matthias' eigener Hand. Er sei glücklich in Basel per Eilwagen angekommen und reise alsobald nach Straßburg und dorthin möchte ich ihm etwas Geld schicken. Ich möchte getrost ein paar hundert Franken in den Wind schlagen, sie sollten nicht verloren sein. So schrieb er und ferner, daß er auf dem Transport, der so schleunigst befohlen worden sei, daß nicht Zeit geblieben, mich zu benachrichtigen, entsprungen, aber schon im Besitz meiner paar Thaler und eines warmen Rocks gewesen sei. Ueber die Art und Weise seines Entkommens wolle und dürfe er jetzt noch nichts sagen. Ich möchte aber Kreuzlingen nicht vergessen.

Der Brief schien von eitel Dankbarkeit zusammengesetzt zu sein und belehrte mich, daß eine menschenfreundliche Seele, ohne mir eine Sylbe zu sagen, auf

eigene Gefahr unternommen hatte, mein Herz von der größten Sorge zu befreien. Ich errathe, wie die Sache zusammenhängt, obschon ich von anderer Seite noch keinen Bericht irgend einer Art erhalten habe. Ein braver Mann übt Barmherzigkeit ohne Prunk und Selbstruhm. — Ich werde schon zu schicklicher Zeit meinen stillen Wohlthäter auffinden und ihm meinen heißen Dank bethätigen können! Für jetzt drängt mich's aber, meinen zukünftigen Lesern und mir selber Schwarz auf Weiß ohne Umschweife herauszusagen, welch' eine Summe von Glück sich angeschlossen hat an das erste gute Zeichen, an die Befreiung meines armen, geliebten Bruders Matthias. Es wird vielleicht konfus herauskommen, aber ich bin dafür zu entschuldigen, da diese jüngste Vergangenheit noch ganz lebendig vor mir zuckt und spiegelt und einen Glanz in die nächsten Tage wirft, der mir, da ich diese schwachen, bettelarmen Worte schreibe, die Augen verblendet. Ich fange also damit an, zu sagen, daß ich daheim saß in meines Vaters Lehnstuhl, vor seinem Schreibschrank und vor diesem Buch und grübelte, wozu ich mich zu entschließen hätte? ob eine neue Laufbahn in Konstanz zu begründen — mit der Schreinerei im gewöhnlichen Schlag ging's einmal nicht mehr — und Paläste gibt's hier nicht einzurichten — oder aber die Heimat zu verlassen und anderswo eine glücklichere Fahne auszustecken? Das Letztere gefiel mir am allerwenigsten. Meine Mitbürger haben sich zwar gegen mich aufhetzen lassen und mir geschadet, meine Kundschaft in andere Hände gebracht; aber dennoch kann ich nicht mit ihnen nachhaltig böse sein. Auf der einen Seite glaubten sie mich in's Französische übersetzt und

fürchteten sich vor meinem angeblichen Hochmuth und Ueberlegenheit; auf der andern Seite haßten sie mich als einen Finsterling, weil ich nicht für die Revolution bin, weil ich dafür halte, daß der Bürger in seinen Schranken bleibe, namentlich wenn er seine Vertreter am Throne hat, und weil ich mir durchaus nicht einbilden kann, daß in dem langen Lauf der Zeit nur der Bürgersmann gescheidt und mündig geworden sein soll und nicht auch neben ihm, die ihn regieren. Weil ich nie mich werde überreden können, daß ewige Unzufriedenheit, Mißtrauen und Aufrührerei im Kleinen zu gutem nachbarlichem Vernehmen im Staat und zur Eintracht zwischen Staat und Regiment führen sollen. Doch was gehen mich die Türken an? Ich bin nicht gelehrt und werde mich nicht ändern; hab' in Frankreich gesehen, wie dessen gerühmte Freiheit in der Nähe ausschaut und erwarte, daß der liebe Gott in Deutschland es besser richte, als bei den Wälschen. Weg mit selbigen Gedanken, die gar nicht zu dem passen, was ich zu sagen habe.

Also, während ich so grüble, kommt zu mir der Stadtrath Muselmann mit einem fremden Herrn und macht ein ganz ander Gesicht, als da er mir den appenzeller Verlust beibrachte. Er sah aus wie Moses, da er mit den Gesetzestafeln vom Berge kam, und sagte mit seiner gewohnten Natur und Weise: ‚Lieber Schwertberger, ich bringe Ihnen hier eine neue Bekanntschaft, die zwar schon eine alte ist, aber die Sie vergessen haben werden, obschon ich nicht glaube, daß Sie das gethan haben.'

Ich studirte in der Geschwindigkeit in des Fremden Gesicht herum, das mir in der That nicht ganz un-

bekannt schien, und doch hätte ich um keinen Preis sagen können, wer und wie und wo. Da nimmt auf einmal der fremde Herr sich selber beim Schopf, zieht sich eine große schwarze Perrücke ab und sagt lächelnd: ‚Kennen Sie mich vielleicht jetzt besser?‘

Da fielen mir allerdings die Schuppen von den Augen und ich erkannte den alten Freund meines Vaters, den Herrn Theodor Vollrad, der ihm nicht lang vor dem Ende nicht wenig Kummer und Sorge gemacht hatte. Richtig, er war's, und sah selber so gelb und braun und abgemagert aus, als ob ihm das Unglück seit Jahren nicht ausgegangen wäre.

Mein erster Gedanke war: ‚Ach, dem armen Mann geht's gewiß recht übel und da solltest du helfen können, dem seligen Vater zu liebe!‘ Aber das heitere Gesicht des Stadtraths stimmte nicht dazu.

Vollrad hob jedoch an, mir die Hand reichend: ‚Ich bin heut in aller Frühe angekommen und kehre schon von einem Grabe zurück. Das war ein braver Mann, der dort auf dem Schotten liegt unter dem einfachen Stein, den Sie ihm gesetzt haben!‘

Ich weiß nicht, wie es hierauf zuging, aber wir umarmten uns zum Gedächtniß des seligen braven Mannes und der Herr Vollrad vergoß Thränen und ich nicht minder, und da wir uns die Augen trockneten, ist der Stadtrath fort gewesen und Vollrad erzählte mir, wie es ihm ergangen. Mich kurz zu fassen, so hatte ich falsch gerathen. Es geht ihm, wie die Leute gemeinhin sagen, brillant gut; nämlich, er hat viel, viel Geld, da er im südlichen Frankreich einen seiner Verwandten gleichsam wie durch Mirakel aufgefunden, der am Rande

des Grabes die Gleichgültigkeit, die er dem Theodor in älteren Zeiten bewiesen, aufgab und ihm sein ganzes, reiches Vermögen hinterließ, nachdem er in des Vetters Armen gestorben. Der Letztere hatte sich nach Südamerika einschiffen wollen, um dort einen Platz als Comptoirdiener zu suchen und fern von Europa, wo er sein Vermögen verloren, zu sterben. Und plötzlich war er im Besitz eines großen Wohlstands! Nachdem er denselben eingesammelt und von französischer Erde losgeschält, kommt er nach Konstanz zurück mit dem Vorsatze, sich daselbst ein Haus zu kaufen und mit seinem Freunde, dem Vater Schwertberger, zu leben bis das Leben ein Ende hat. Und da findet er nun, daß ihm der Freund vorangegangen und sein Plan meistens vereitelt ist. Dennoch ist die Lust am Vaterlande so groß bei ihm, daß er trotzdem sich entschließt, zu bleiben. Von Muselmann zu mir geführt, legt er bei mir die Schuld, die mein Vater an ihn zu fordern hatte, in baarem Gelde nieder und trotz meines Widerstrebens fügt er eine bedeutende Summe hinzu! Die Art und Weise, wie er das gethan, ist so eigenthümlich und rührend gewesen, wie ich's nicht beschreiben kann, und so delikat dabei, daß ich endlich keine Möglichkeit fand, seinen guten Willen zurückzuweisen. Nun — es kommt den Schwestern und dem Matthias zu gute. Was aber mir in Person zu gute kam, war, daß Vollrad das Rennerlehaus, das er umbauen will, in derselben Stunde gekauft und mich aufgefordert hat, als Associé mit ihm in einen Handel mit Schiffbauholz aus dem Bregenzerwald nach Toulon und Marseille einzutreten, wozu er schon von der französischen Regierung Konzession und Privilegien hat, und der mit

den Mitteln, denen er gebietet, großartig auszufallen verspricht.

Da hätte ich nun wieder ein volles, unbeschränktes Gewerbe; da wird mich's freuen, zu schaffen und zu sorgen und meine Zeit nützlicher zu verwenden, als in der engen Werkstätte, die von den Kunden verlassen steht! Kurz, wir machten Alles mündlich und schriftlich ab; Vollrad ging dann, um seine Bekannten zu sehen, und ich steckte den Kopf ein wenig aus dem Fenster; denn mir war heiß und schwindlicht geworden über all' diesen Aufschlüssen und Beredungen und über dem Glück, das sich mir aufthat.

Ich habe, glaube ich, im tiefsten Herzen ein brünstiges Gebet gehalten. Unbegreiflich, daß sich auf einmal sehr weltliche Gedanken hinein mischten, denn mir fiel plötzlich Mimi ein, mein Gegenüber, das schöne und herzige Mädchen, dem ich — heraus damit — seit geraumer Zeit so gut war, wie ich selbst es kaum glauben mochte. (Des Adam Strobel Rezept hatte also doch geholfen, ohne daß ich daran dachte, und in dem schelmischen Rath lag also doch eine tiefe Wahrheit.) Nun, an Mimi denkend, schlug ich die Augen empor zu ihrem Fenster. Im selben Moment wurde das Fenster hastig zugemacht und die Vorhänge fielen dahinter als Schleier nieder.

‚Gewiß hat sie etwas gegen dich!' sagte ich mir tief gekränkt in's Gewissen und zerquälte mich, den Grund aufzusuchen, und warum eben jetzt ein Tropfen bittersten Wermuths in meinen Glücksbecher fallen müsse? Eben in derselben Zeit öffnet sich die Hausthüre des Finanzraths ... und wer tritt daraus hervor? Der Stadtrath

Muselmann; hat noch den Hut in der Hand und arbeitet an seiner Perrücke, daß sie schief sitzt, jedoch keineswegs auf Krakehl, vielmehr auf Vergnügen und Scherz. Ich ziehe mich vom Fenster zurück, sehe jedoch, daß Muselmann kerzengerade herüber auf mein Haus losteuert. Richtig: Bim, bim! — geht die Glocke, ich öffne schnell die Hausthür und denke bei mir: ‚Was hat um Alles in der Welt der Stadtrath bei Alexander gethan und was will er gerade jetzt von mir? . . .‘

Da steht er mir im Angesicht und sieht verwirrt aus, und ich hätte vor einer Hiobspost gegründete Angst haben können, wenn nicht seine Augen als wie Johanniswürmchen geleuchtet hätten. Seine ersten Worte, die ich nie vergessen werde, waren: ‚Jetzt komm' ich in einem Auftrag, der mir eigentlich nicht aufgetragen worden ist, und den ich perfekt ausrichten muß, wenn es mir nicht schlimm gehen soll!‘ — Hierauf bricht der gute Mann in ein Lachen aus, das zur Hälfte ein fröhlich Weinen war, und sagt: ‚So ist's recht, und wenn Sie nicht alsogleich ausrufen wie ich: So ist's recht, und Braviſſimo, so ist kein Surrogat von Seele in Ihrem Leib!‘

Nach diesem Eingang ließ der Stadtrath seine Zunge los und was er weitläufig und mit allerhand Verzierungen, wie man's an ihm gewohnt, erzählte, ist, so kurz ich's schreiben kann, Folgendes.

Er war aus meinem Hause gegangen, um mich mit Vollrad allein zu lassen, von dessen Projekten er schon wußte, als ihm auf der Straße der Finanzrath mit einem bitterbösen Gesichte begegnete und ihn ungefähr also anredete: ‚Sie sind ein alter Freund und kommen mir gerade recht. Ich habe soeben einen Auftritt mit

meiner Mimi gehabt; es ist nicht der erste dieser Art, aber ich möchte, es wäre der letzte, und dazu können Sie mir helfen. Gehen Sie hinüber als mein Bevollmächtigter und setzen Sie dem Mädchen den Kopf zurecht, nämlich in Friedlichkeit; denn ich bereue schon, daß ich ihr ein paar derbe Worte gesagt habe. Die Sache — annoch ein Geheimniß für Alle — ist die: ich will wiederum heirathen, lieber Stadtrath, und zwar heirathe ich die Maulbeer, die ich leider erst seit Kurzem näher kenne. Die Frau mit ihrem Geld und ihrer Verwandtschaft paßt mir: enfin, es ist richtig. — Nun fürchtet sich die Mimi vor der Stiefmutter und ich will ihr das nachsehen, weil die Furcht natürlich und die Mimi kein Kind mehr ist. Aber noch mehr, sie will aus dem Hause und ich weiß nicht wohin mit ihr. Beiläufig gesagt, hab' ich aufgegeben, mich nach einem andern Hause umzuschauen, wie vordem die Maulbeer gewünscht hatte. Die Mimi will also fort, kann sich ihrer Meinung zufolge nicht mit der Maulbeer, nicht mit deren Tochter vertragen. Und — kurios — wenn ich im Zorn sage: Nun ja, in Gottes Namen! geh' wohin du magst! heißt's wieder: Wenn ich aus diesem Hause gehen soll, bricht mir das Herz! Ach, lieber Stadtrath, welch' ein Unglück, erwachsene Töchter zu haben, die man nicht an den Mann bringen kann! Nun, Sie wissen selber, was das heißt. Und nur die Mimi ist schuld, daß sie nicht schon längst geheirathet worden ist. Leute genug haben sich gemeldet. Immer hieß es: Nein, ich heirathe nicht, habe keine Lust und so weiter! So zerschlug sich eine Partie nach der andern, und mir war's insofern recht, als ich der majorennen Mimi Vermögen

verwalten und benützen konnte und in meinem Hauswesen nach dem Tode meiner Frau mir nicht selber überlassen blieb. Die Mimi ist eine treffliche Hausfrau. Aber jetzt möchte ich selber um Alles in der Welt, daß sie heirathe, und zwar so schnell als thunlich. Sie nehme, wen sie wolle, nur keinen Offizier und keinen Kavalier; sonst ist mir ein Jeder recht; Offiziere und Kavaliere aber verwichsen das bürgerliche Geld. Oder denn sie heirathe nicht und gedulde sich und vertrage sich mit der Maulbeer und ihrer Tochter und mache dem Hauskrieg ein Ende. Das sagen Sie ihr und thun mir einen Gefallen, wenn Sie das Mädchen herumbringen.'

Der Stadtrath, seit langer Zeit als Waisenrichter in Vermittlung von Familienhändeln wohl bewandert und von der Fräulein Mimi wohl gelitten, so oft er Gelegenheit gehabt, ihr in Gesellschaften oder auf dem Museum zu begegnen, übernahm den heikligen Auftrag und begab sich zu dem Fräulein, das noch sehr die Thränenspuren des vorübergegangenen heftigen Auftritts auf den Wangen trug und dem Stadtrath auf seine ersten Eröffnungen zur Antwort gab: Sie wisse wohl, daß sie ihren Vater nicht hindern könne und werde, sich zu verheirathen, obschon sie es mit nichten gern sehe, wie begreiflich. Sie ahne, daß zwischen ihr und der Stiefmutter und deren Tochter die Eintracht nicht blühen werde, und sie müsse daran denken, das Haus zu meiden. Aber eben dieses gehe über ihre Kräfte. Sie sei in dem Hause, in ihrem Kabinet, an ihrem stillen Fenster so vergnügt gewesen ... sie liebe weder die vornehme Welt, noch Bälle und Soiréen und Theegesell-

schaften; ihr Zimmerchen mit der Aussicht auf die Marktstätte sei ihr Alles und das Liebste auf der Welt; aber nun solle ihr das Haus mit Groll und Zwietracht verleidet, ihre Einsamkeit gestört werden; die Maulbeer sei an ein rauschendes Leben gewöhnt, das sie, Mimi, hasse; und nun wisse sie nicht wohin, und jeder Tag sei ihr ein Leidenstag und der Scheidetag vom Hause werde ihr letzter sein! — Darauf kam sie stets — immer heftiger werdend — zurück, und so benützte Muselmann die Gelegenheit, um von den Wünschen ihres Vaters, ihre Verheirathung betreffend, zu reden, und zwar sehr ausführlich, so daß das Fräulein immer bewegter wurde, und nachdem es eine Weile hart mit sich selber gekämpft, den Stadtrath bei der Hand nahm und ihm frei und aufrichtig herausſagte, sie habe allerdings nicht vorgehabt zu heirathen und weder nach einem Offizier, noch nach einem Edelmann sei je ihr Sinn gestanden. Doch wolle sie nicht leugnen, daß sie Jemanden gern habe und so recht von ganzer Seele gern. Der Mann verdiene es auch; er sei brav und von Gemüth gut; ein guter Sohn und Bruder, dem sogar der Finanzrath viele Verpflichtung schulde ... aber es sei gar keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß da aus einer Ehe etwas werde. Derjenige habe sich noch nicht im Geringsten erklärt ... sei auch vielleicht wegen Vermögensbedrängnissen nicht zu einer Verehelichung geneigt ... Mimi wolle sich immerhin gern bescheiden, sie wolle nichts gesagt haben ... aber von ihrem Fenster werde sie verdrängt werden und sei somit so gut wie schon todt.

Als nun der Stadtrath mit seiner wunderlichen Trockenheit fragte: ‚Was haben Sie denn so Anziehen-

des vor Ihrem Fenster?' — so erwischte ihn das Fräulein beim Arm — Gott vergelt' ihr's millionenmal — zog ihn zum Fenster und deutete hinüber auf Einen, der wie verzückt und verrückt auf die Straße guckte, schlug dann das Fenster zu und lief, die jungfräuliche Scham verbergend, davon!

Ach, das hat mich erleichtert! Wohl mir, daß meine Feder es niedergeschrieben. Nun habe ich um so mehr Kraft und Lust und Liebe, zu erzählen, daß ich dem Muselmann um den Hals fiel und daß er mich umhalste und daß wir als wie die Tanzbären in meiner Stube herumwalzten. — Aber nach kurzem Ball flog ich mit Muselmann, der ebenfalls Flügel bekommen zu haben schien, zu dem Fräulein hinüber, kniete vor ihr nieder — es ist keine Romanenfinte gewesen, und sagte ihr ungefähr: ‚Ich bin unglücklich, verleumdet und arm gewesen . . . ich konnte und durfte nicht reden. Was Ihr Herz, Mimi, für mich empfunden . . . konnte ich's mehr als errathen? und warnte mich dabei nicht stets meine Bescheidenheit mit der Ermahnung: sei nicht eitel und frage dich erst, ob du ein solches Glück verdienst?'

Mimi's Empfang war so hold und anmuthig und so ernst und heilig und dennoch so fröhlich und freundlich, daß ich wie verzaubert vor ihr stand und mich lange fassen und sammeln mußte, um fortfahrend zu sagen: ‚Erinnern Sie sich noch des schönen Sommerabends, da ich Sie in der Lorettokapelle antraf, wo ich eintrat, um mich abzukühlen? Sie beteten da für Ihre verstorbene Mutter. Sie beschenkten da so ansehnlich den alten Bettler, der von Ihnen eine Gabe heischte. Dort sprachen wir zum ersten Mal einige Worte mit-

einander. Ach, jener Abend war ein Strahl von Glückseligkeit für mich.‘

‚Ich freue mich seiner ebenso sehr im Angedenken,‘ versetzte Mimi ohne Ziererei.

‚Ich war so glücklich geworden!‘ sagte ich weiter, ‚und seitdem ist Ihr Bild in meinem Herzen Meister geblieben ... und weil jetzt meine Angelegenheiten sich glücklich geordnet ... und weil ich jetzt weiß, daß ich Ihnen nicht unangenehm bin ... (ach, wie erröthete sie da), wage ich, vom Freund unterstützt, Sie zu fragen, ob ich bei Ihrem Herrn Vater meine Werbung anbringen darf?‘

Mimi reichte mir stumm die Hand und hörte gesenkten Auges an, was ich ihr, meine Verhältnisse betreffend, auseinandersetzte. Und da ich endlich fragte: ‚Warum aber war just in den Tagen, da mein Glück zu siegen begann, dieses Himmelfensterchen mir verschlossen?‘ antwortete sie sanft:

‚Durfte ich Ihnen meine finstere Stirne zeigen? Ihnen meinen Zwist mit dem Vater, den ich jetzt unendlich bereue, verrathen?‘

Ich weiß kein deutsches Wort, das bezeichnen könnte, wie Mimi bei diesen Worten aussah. ‚Wie ein Engel,‘ ist viel zu wenig. — Aber so viel kann ich berichten, daß wir einig sind und daß gestern Freund Muselmann in meinem Namen beim Finanzrath das Wort geführt und eine günstige Resolution erhalten hat. Zwar rümpfte er anfangs über den ‚Schreinermeister‘ die Nase und wollte kaum von einer leisen Erinnerung an den Zehntausendfrankenschrank etwas wissen; aber beifällig lächelte er, da er hörte, daß meine Finanzen sich beträchtlich ge-

bessert, und als er nun vollends vernahm, daß ich aus einem Schreiner ein Holzhändler im Großen und zwar im Bunde mit dem steinreich gewordenen Vollrad geworden bin, sagte er: ‚Nun ja, in Gottes Namen. Jetzt wird doch das Mimichen zufrieden sein?‘ — —

Ach, er weiß nicht, welch' ein Glück das meinige ist!!!"

Es könnte noch manche Stelle aus Fridolin's eigenhändigen Berichten im Schwertberger'schen Familienbuch angeführt werden, — allein die Schilderungen eines beständigen und überaus behaglichen Glückszustandes würden dem Leser zu einförmig sein. Hinlänglich ist, zu melden, daß heute Fridolin bei seinen Mitbürgern in ebenso hohem Ansehen steht, als vordem in Verdächtigung und Mißachtung. Seitdem namentlich Vollrad die unumwundene Absicht, den Sohn seines Freundes zum Erben seines Vermögens einzusetzen, dargethan hat, sind dem guten Fridolin hundert Freunde auf einen Feind erwachsen, und wenn er will, kann er's zu den höchsten Ehrenämtern der Stadt bringen. Seine Gattin ist eine seelengute Frau, die sich mit allen Armen gut steht; unter Anderen aber auch mit der schwarzen Mex, die ihres Mannes Freude und der Schrecken seiner Gesellen ist. Die vornehmere Gesellschaft hat der schönen Mimi zwar noch nicht die Mißheirath verziehen, aber Mimi, glücklich in der Liebe ihres Mannes, der sie anbetet, fragt nicht darnach.

Wie nun das Schicksal in der That manchmal ironisch waltet, so hat es auch in Beziehung auf Fri-

dolin's Geschwister gethan. Während die heirathsfeindliche Mex sich dem Ehejoch unterworfen, hat Klara, die, wenn gleich einst überaus heirathslustig, sich doch zu gut für jeden irdischen Bräutigam dünkte, den Schleier genommen; und Matthias, nachdem er in Frankreich Mancherlei probirt, aber seinen Unarten nicht hat absagen können, ist in ein Trappistenkloster als Laienbruder getreten und, so wie Klara eine fromme Nonne, ein Muster von guter Aufführung geworden, was er in der Welt nicht fertig gebracht hätte.

Der arme Elias ist seitdem in Italien gestorben, wie Doktor Mors prophezeit hatte.

Gumperz hat sich aus einem schlechten Zeitungsschreiber wieder zu einem möglichst soliden Buchhalter emporgearbeitet.

Die arme Veronika, von dem Waiblinger treulos verlassen, hat noch zu ihrem Glück bei dem Herrn von Natron einen Dienst gefunden, der sie für alle Unbilden ihres Schicksals entschädigt.

Pavianowitsch und Mrzyski, Merkel und Irrwald sind verschollen und Meister Chuzzle hat seine Lydia endlich wieder in's Vaterland zurückgebracht.

Die Wurstbruderschaft endlich hat — mit Ausnahme des Finanzraths, den seine Gemahlin nicht mehr in dergleichen Versammlungen gehen läßt — das Hochzeitsfest des Sohns ihres ehemaligen Vorstandes Schwertberger mit Glanz gefeiert und Muselmann den Toast ausgebracht:

„Meine Herren! wenn auch nicht Alles in der Welt ist, wie es sein soll, so ist am Ende doch Alles, wie es sich gehört. Geheirathet und gestorben muß sein,

wenn man einmal das Glück gehabt hat, geboren zu werden. Da nun unser lieber seliger Präsident vorgezogen hat, das Letztere zu thun, so ist natürlich, daß dessen wackerer Sohn Fridolin sich zum Erstern bequemt hat, und somit bringen wir gerne dem Geheiratheten ein offizielles ‚Glück auf' und dem ehrwürdigen Todten ein ‚Lebehoch' in alle Ewigkeit, Amen!"

Im Verlage von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des **In-** und **Auslandes** zu beziehen, sowie in jeder guten Leihbibliothek vorräthig:

Ein Dokument.

Roman

von

Karl Detlef.

4 Bände. 8. Eleg. brosch. Preis Mark 12.

Karl Detlef, der berühmte Autor, dessen Todeskunde von der ganzen gebildeten Welt mit ungetheilter Theilnahme vernommen wurde, tritt zum ersten Mal mit einem großen Roman vor das Publikum, und leider ist es sein letztes Werk. Der Verlust, den die deutsche Literatur erleidet, tritt uns gerade durch dieses Werk recht lebhaft vor Augen. „Ein Dokument" bewegt sich auf dem Boden, den er so genau kennt und auf dem er seine ersten Erfolge geerntet hat — der Roman spielt in Rußland. In dem Rahmen einer spannenden Familiengeschichte wird uns ein umfassendes Bild des russischen Provinzlebens entrollt, wie es in den vierziger Jahren war und wie es sich unter dem segensreichen Einfluß der Reformen Alexander II. in unserer Zeit entwickelt. Das Talent des Verfassers, lebenswahre Gestalten zu schaffen, sie zu Individualitäten und Typen zu erheben, zeigt sich auch hier in glänzender Weise. Dabei ist die Oekonomie des Romanes streng beobachtet, keine der auftretenden Personen läuft nebenher oder dient als Episode, alle stehen in enger Beziehung zu einander und zu der eigentlichen Geschichte, zu dem Geheimniß, welches das „Dokument" enthält. Daß der Styl sich durch Korrektheit und Eleganz auszeichnet, bedarf bei einem Werke Karl Detlef's keiner besondern Erwähnung.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 00916 2796